Nr. 48 — Leipzig, den 1. Dezember — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Adventssehnsucht — Zum Advent 1 — Brauchen wir ein „neues Dogma“? 6. Schlußwort: Das Dogma von Christus und die Wissenschaft — Das Durchdringen der Lutherischen Reformation in Deutschland: 7. Entwicklung des Luthertums im Nordwesten. Die dortige Katastrophe; 8. Der Schmalkaldische Krieg. Weitre Siege bis zum Anfange der Gegenreformation — Johann Jakob Schütz, der Dichter des Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ 4 — Die diesjährige Generalsynode der Brüderkirche: 1. Allgemeines — Die Fresken der Casa Bartholdi in der Berliner Nationalgalerie — Aus Ungarn: Magyarischer Chauvinismus in der Kirche — Bücher und Schriften: Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart; Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen; Diakonissenspiegel; Missionsstunden; Die Einführung der Reformation in Dresden; Die illustrierte Hausbibel von Dr. Rudolf Pfleiderer; Weihnachtsspiel; Weihnachtserzählungen; Gedichte für Zeit und Ewigkeit; Sverre der Priester — Verschiednes: Kohlschütter †; Befreiung der Theologen von der Militärpflicht — Anzeigen

Adventssehnsucht

Ein mächtger Sturm hat sich erhoben,
Am Himmel droben
Jagt grimmig er
Die dunkeln Wolken vor sich her.

Aus reinem Blau scheint freundlich wieder
Die Sonne nieder,
Mit goldnem Strahl
Verklärt sie segnend Berg und Thal.

Ach, wollt ein Sturm des Geists sich regen,
Um Bahn zu fegen
Des Glaubens Licht
Da, wo sichs trüb durch Wolken bricht!

Julius Sturm

Zum Advent

1

Denn so spricht der Herr Zebaoth: Es ist noch ein Kleines da, hin, daß ich Himmel und Erde, das Meer und Trockne bewegen werde. Ja, alle Heiden will ich bewegen. Da soll kommen aller Heiden Trost. und ich will dies Haus voll Herrlichkeit machen, spricht der Herr Zebaoth. Denn mein ist beides, Silber und Gold, spricht der Herr Zebaoth. Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn des ersten gewesen ist, spricht der Herr Zebaoth, und ich will Frieden geben an diesem Ort, spricht der Herr Zebaoth. Haggai 2, 7—10

Dieses Wort galt denen, die an den Mauern des neu zu bauenden Tempels saßen und über die versunkne Herrlichkeit des ersten Hauses traurig waren. Und es hat sich erfüllt, anders zwar, als das Volk sich dachte, aber viel herrlicher auch, als eines Menschen Herz ersinnen konnte. Jene Zeichen sind eingetroffen. Des Herrn Hand hat Himmel und Erde bewegt, das Meer und das Trockne. Die Engel des Himmels sind zur Erde herabgestiegen und haben das erste Gloria gesungen, und keine Bewegung auf Erden läßt sich mit der vergleichen, die wir im Advent feiern. Sie geht über Land und Meer. Und es ist keine Weisheit so meerestief und keine Arbeit so trocken, die nicht mit unter das Wort fiele: Ich will das Meer und das Trockne bewegen. Und noch schöner, als wenn die Kräfte der Natur und des Geistes bewegt werden, ist es, wenn das Herz bewegt wird, wenn die Menschheit im Innersten aufgerüttelt wird durch den Ruf Gottes, wenn alle Heiden aufgeschreckt werden aus ihrer Todesruhe durch die frohe Botschaft. Und das ist geschehen. Denn gekommen ist aller Heiden Trost, aller Welt Verlangen! Der einst im Tempel unter den Schriftgelehrten saß, hat das letzte Haus Gottes herrlicher gemacht, denn das erste gewesen ist. Was sind alle silbernen und goldnen Gefäße des alten Tempels gegen das Gold seines Wortes und seines Blutes! Was alle Pracht der Priester gegen das Eine: Ich will Frieden geben an diesem Ort!

Diese große Adventsfreude wollen wir uns nicht trüben lassen. Wohl haben auch wir genug zu klagen. Wenn wir uns mit frühern Perioden der Christenheit vergleichen, sonderlich mit der ersten Gemeinde oder mit der Reformationszeit, können auch uns die Thränen in die Augen kommen, wie jenen Bauleuten von Jerusalem. Auch die Buße gehört zur rechten Adventsfeier. Wie jeder Mensch als uraltes Vermächtnis ein Bild in sich trägt, das ihm zeigt, wie er sein müßte, und das immer wieder sehnsuchtsvoll anzuschauen eine innre Gewalt ihn zwingt, so ist es auch natürlich und berechtigt, daß wir die Gegenwart der Kirche messen an bessern Zeiten oder lieber an dem Ideal, das die Schrift uns gezeichnet hat. Wenn uns das traurig macht, so ist es begreiflich und verheißungsvoll. Man darf wohl sagen: Selig sind die Unbefriedigten, denn sie werden zum Frieden kommen! Man kann eben von sich selber nicht gering genug denken.

Aber man kann auch von seinem Gotte und Heilande nicht hoch genug denken. Und darum lassen wir unsre Adventsfreude uns doch nicht nehmen. Noch heute strahlt die Herrlichkeit des letzten Hauses im vollem Glanze. So gewiß wir einen lebendigen Heiland haben, so gewiß das Gold des Wortes nicht rostet und der Friede Christi von der Welt nicht genommen werden kann, so gewiß können wir in unsrer Kirche alles finden, dessen wir bedürfen, und wissen, daß sie in ihrer Knechtsgestalt doch die Großmacht der Welt ist.

An uns aber ist es, ihre Kräfte lebendig und ihre Herrlichkeit offenbar zu machen. Klagen und Seufzen thut es nicht, sondern Bauen. Und immer wieder Jammern über die Bosheit der Feinde hilft auch nicht, sondern Einhauen. Kelle und Schwert heißt die Parole. Das ist vonnöten, wie es bei Nehemia heißt, daß das Volk wieder ein Herz gewinne zur Arbeit. Je mehr wir das durch Gottes Gnade gewinnen, umsomehr werden wir in der treuen Arbeit erkennen, wie groß die Herrlichkeit des letzten Hauses Gottes ist. Fa

---

Brauchen wir ein „neues Dogma"?

6. Schlußwort: Das Dogma von Christus und die Wissenschaft

Wenn aber das Dogma von Christus in der hier beschriebnen Weise gestaltet wird, in welchem Verhältnisse steht es dann zur Wissenschaft? Wir haben diesen Gesichtspunkt ganz beiseite gelassen. Es lag uns daran, bei Erwägungen stehn zu bleiben, wie sie sich aus dem Glauben selbst, aus der Betrachtung des Christentums und seiner Geschichte ergeben. Doch möchten wir jenes andre, was in der Erörterung über Glaube und Dogma einen hervorstechenden Gesichtspunkt gebildet hat, hier nicht überhaupt unerwähnt lassen. Ein kurzes Wort darüber mag zum Schlusse gestattet sein.

Und sollte denn nun zwischen diesem Dogma und der modernen Wissenschaft, oder allgemeiner dem geistigen Leben der Gegenwart, ein Widerspruch bestehn? Etwa deshalb, weil hier so gut wie im alten Dogma der eine Mensch Jesus Christus aus der Gesamtheit herausgehoben und auf eine unvergleichliche Höhe gestellt wird? Ist das eine Thatsache, die unsre wissenschaftliche Erkenntnis uns nicht anzunehmen gestattet? Steht es so, daß die Wissenschaft uns nötigt, alles in eine Linie zu stellen, keine Ausnahmen, keine Höhepunkte zu kennen? Gewiß, der Trieb der Wissenschaft geht dahin, alle Unterschiede niederzuwerfen, alle Dinge und Vorgänge unter einheitliche Begriffe zu bringen, er geht dahin, bis zu letzten und höchsten „Gesetzen" vorzudringen, denen alles in dieser Welt unterworfen ist. Und je besser das gelingt, desto größre Fortschritte macht die Wissenschaft. Niemand darf ihr also dies Bestreben wehren, niemand sie darin stören. Aber daneben steht die andre Thatsache, daß diese Gleichmacherei, die in der wissenschaftlichen Kunst waltet, wesentliche und wichtige Momente der Wirklichkeit unbeachtet läßt, unbeachtet lassen muß. Denn in Wahrheit ist kein Ding und kein Vorgang dem andern völlig gleich. Und je allgemeiner die Sätze der Wissenschaft werden, je weiter das Gebiet wird, das sie umspannen, desto bestimmter macht sich auch dies andre geltend: die Willkür, mit der sie das Wirkliche behandelt. Das ist die unvermeidliche Grenze und Beschränktheit alles unsres Erkennens, auch des kunstmäßig vollendeten, das die Wissenschaft uns zeigt.

Und daß neben dem Gleichen und Gemeinsamen auch die Unterschiede und das Individuelle beachtet werden müssen, ist besonders in der Erkenntnis des geschichtlichen Lebens geltend zu machen. Thatsächlich gilt es zwar auch von der Natur und ihrer Erkenntnis. Aber da mögen wirs ohne wesentliche Einbuße vergessen, wie wirs denn gewöhnlich thun. Unser Interesse haftet in der Erkenntnis der Natur an dem Gleichbleibenden und Wiederkehrenden, nicht an dem Einzigartigen und Individuellen. Anders in der Geschichte. Hier ist der Spielraum der allgemeinen Theorie ein beschränkter. Wer das vergißt, verfälscht sich die Erkenntnis des Wirklichen unvermeidlich. Es giebt wenig kräftigere Irrtümer als die Meinung, man habe das geschichtliche Leben erkannt und verstanden, wenn mans notdürftig auf einige allgemeine Regeln gebracht und diese mit dem Namen von „Naturgesetzen" geschmückt hat. Denn die Geschichte ist das Gebiet des persönlichen Lebens; die Unterschiede überwiegen oft die Gleichheit; das Individuelle tritt nicht selten stärker hervor als das Gemeinsame. Und je sorgfältiger die Wissenschaft verfährt, desto bestimmter wird sie hier mit diesem Faktor rechnen, desto ängstlicher wird sie den Irrtum vermeiden, mit einigen allgemeinen Sätzen das Wesen ihres Gegenstandes ergründet zu haben. Sie, gerade sie, die sorgfältige und genaue Wissenschaft, wird ihre Stimme erheben und warnen: hütet euch vor der Täuschung, die gar leicht aus dem Triebe des Verstandes entspringt, alles gleich zu machen und unter dieselben Begriffe zu bringen; dieser Trieb ist so dumm wie alle Triebe; wenn ihr ihm nachgebt, betrügt er euch um alles, was den Namen einer wissenschaftlichen Erkenntnis der Geschichte verdient.

Wohlan denn, wenn die Wissenschaft das Wort hat und nicht ein aus ungenauer Kenntnis derselben erwachsnes Vorurteil, dann hören wir von dieser Seite keinen Einwand gegen den Glauben, der Einen aus allen hervorhebt, der ihm und seinem Leben eine eigenartige, eine unvergleichliche Bedeutung zuschreibt.

Aber freilich, es handelt sich hier um etwas andres noch, als um den Unterschied von Mensch und Mensch. Der Glaube stellt Christum mit Gott zusammen allen Menschen gegenüber. In einer sonst nicht wiederkehrenden absoluten Weise unterscheidet er daher Jesum von allen andern Menschen. Hat denn die Wissenschaft Grund, hiergegen Einsprache zu erheben, so etwas für unmöglich zu erklären? Sie hätte es wohl, wenn sie im stande wäre, das Leben und Wirken Jesu Christi nach den Regeln gewöhnlicher menschlicher Wirkungsweise zu erklären. Aber ist sie dazu im stande? Sind alle solche Versuche, die so oft gemacht worden sind, bisher nicht immer gescheitert? Laufen sie nicht immer auf den Widerspruch hinaus, daß hier in einem und demselben Menschen die außerordentlichste geistige Kraft mit einer phantastischen Schwärmerei soll verbunden gewesen sein? Und das in einem Menschen, dessen Auftreten und Wirken anderseits das gerade Gegenteil aller Schwärmerei gewesen! In einem Menschen überdies, dessen Aussprüche über sich selbst, die ihn, wäre er ein gewöhnlicher Mensch gewesen, jenem auf Schwärmerei lautenden Urteile preisgeben würden, durch die Geschichte der von ihm ausgegangnen Wirkungen Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch bestätigt worden sind. In der That, man mag sagen, was man will, die Wissenschaft hat kein Recht, kein irgend erkennbares, die Wahrheit unsers Glaubens zu bestreiten. Was die unbefangne Forschung an Thatsächlichem zu ermitteln im stande ist, reimt sich mit diesem Glauben viel besser als mit seinem Gegenteil.

Indessen, damit ist es nun nicht genug. Ist die positive Wissenschaft, die strenge Forschung außer stande, die Möglichkeit dessen, was der Glaube behauptet, in Abrede zu stellen, so tritt nun an die Stelle der strengen Wissenschaft die allgemeinere vernünftige Erwägung. Und die spricht: sollte es wirklich an dem sein, daß Einer absolut herausragt aus allen? Werden wir ihm nicht gerecht, wenn wir ihn einen religiösen Heros nennen? Wird nicht, was darüber hinausgeht, Uebertreibung und Schwärmerei? Und wir werden zugeben: es müssen starke Gründe sein, die für eine solche Annahme geltend gemacht werden, wenn sie vor dem Urteile der Vernunft bestehen soll. Das zwar, daß es sich um Einen handelt, diesen Einen und keinen mehr, das will uns nicht von vornherein als ein so großes oder gar als ein unübersteigliches Hindernis erscheinen. Denn es steht doch so, daß auch der Glaube keinen zweiten gebrauchen kann; daß er selber, der Glaube, mit der Annahme steht und fällt, es sei dieser eine und sonst keiner mehr; von ihm gelte, was von keinem andern, daß er in einem ewigen Verhältnis zum himmlischen Vater steht. Das ist also nicht ein erschwerender Umstand, sondern etwas, das in der Grundthatsache selber unabweisbar liegt, um deren Wahrheit es sich handelt. Aber freilich, starke Gründe müssen es sein, die wir für unsre Annahme haben, sonst kann sie nicht bestehn.

Diese Gründe muß schließlich jeder in sich selbst finden. Er muß die Entdeckung machen, daß er ohne Jesum und die Offenbarung Gottes in ihm mit der Welt und den Menschen nicht zurecht kommt. Denn wenn er nicht selbst etwas Derartiges erfährt, dann kommt es nicht zum Glauben in ihm. Es ist also schließlich etwas Unbeweisbares, etwas, das man erleben muß, aber nicht demonstriren kann. Nur daß sich auch allgemeine Gründe für eben dasselbe müssen nennen lassen, wenn wir sagen, daß sich für einen jeden Menschen gebühre, eine solche Erfahrung zu machen und einen solchen Glauben zu fassen. Welches sind diese Gründe?

Hier sind sie. Wir leben, wir in der Gegenwart so gut wie geschichtliche Menschen überhaupt, in einer bestimmten Ordnung der Güter und der Ideale. Auf ihr beruht der Zustand der Gesellschaft und das geistige Leben, das sie bewegt. Diese Ordnung ist aber zu einem guten Teil ein Erzeugnis des Christentums. Die Ideale der Humanität, der persönlichen Freiheit des Einzelnen, des gleichen Wertes und Rechtes aller sind durch das Christentum in langsamer, allmählicher Entwick-

lung ein unverlierbares Eigentum der christlichen Völker geworden. Ihnen und ihrer vollern Entfaltung, ihrer immer siegreichern fortschreitenden Durchführung gehört die Zukunft — wer will daran zweifeln? Aber diese Ordnung der Güter und Ideale hat den christlichen Glauben zur Voraussetzung. Ohne ihn kann sie auf die Dauer nicht bestehn. Ohne ihn ist sie eine Täuschung. Denn wenn es nicht wahr ist, daß der geistige persönliche Gott die Macht ist über alle Dinge, dann ist es Thorheit, die persönliche Freiheit des Geistes für uns und andre, für alle als das Höchste zu erstreben. Und wenn es nicht wahr ist, daß er in Christo zu uns gekommen ist, um uns und alle mit ihm und in ihm mit sich zu einem Gott geeinten Leben zusammenzufassen, dann ist es nichts mit der Gleichheit aller, dann ist die Humanität — ich rede von der bewußten, opferfreudigen, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtenden Menschenliebe, nicht von gelegentlichen Anwandlungen des Mitleids — dann ist die Humanität ein übertriebner Gedanke, eine liebenswürdige Schwärmerei. Denn dann ist es eben nicht wahr, daß wir alle etwas gemein haben außer den niedrigen Instinkten der Natur und dem formalen Verstande. Daher dürfen wir jedem ernsthaften Menschen sagen: Besinne dich auf dich selbst und die Güter, die dir wert sind, die Ideale, denen du dich verpflichtet weißt! Erkenne den Zusammenhang, in dem sie stehn! Mache dir klar, wo die Einheit und der Mittelpunkt dieser Ordnungen ist, an die du dein Leben gebunden weißt! Lerne einsehn, daß sie ohne diesen Mittelpunkt keinen Halt haben; lerne ahnen, daß sie, im bewußten Zusammenhange damit ergriffen und erlebt, einen höhern und reichern Inhalt gewinnen können, als du bisher gemeint hast! Oder um es mit einem Worte zu sagen: Lerne glauben an Christum, und laß es auch in dir zur Wahrheit werden, daß in ihm alles menschlichen Wesens Vollendung und das Ziel unsrer Bestimmung für uns erreichbar geworden ist.

Das sind die starken Gründe, die sich für den Glauben geltend machen lassen, dafür, daß es nicht wider die Vernunft, sondern die Vollendung der Vernunft ist, wenn wir an Christum glauben und durch ihn Teil gewinnen an Gott.

Jedoch, das geistige Leben der Gegenwart ist keine einfache Größe. Mit der Ordnung der Güter und Ideale, die wir dem Christentume verdanken, ist eine andre verflochten, die in der weltlichen Kultur, in Wissenschaft und Kunst vor allem ihren Ursprung hat. Und was sich an Widerspruch gegen den Glauben unter uns geltend macht, geht aus dieser andern Ordnung hervor. Ist es dann nicht doch die Sache freier Wahl, in welcher Linie ich mein Leben führen und das Ziel meines Lebens suchen will? Gilt nicht eins so viel wie das andre? Ist es nicht doch ein subjektives Urteil des Geschmacks, worauf es schließlich alles gestellt ist? Darf man da von objektiver Wahrheit, nun gar von ewiger, alle Menschen verpflichtender Wahrheit reden?

Nach meiner Einsicht in die menschlichen Dinge ist dies schließlich und namentlich in der Gegenwart eine der großen Grundfragen, um die es sich handelt. Wird sie klar erkannt und mit Bewußtsein gestellt, kann auch die Antwort nicht zweifelhaft sein. Die Antwort nämlich, daß es die christliche Ordnung der Güter und Ideale ist, die unbedingt den Vorrang hat. Deshalb nämlich, weil die Existenz der Gesellschaft von ihr und ihrer Aufrechterhaltung abhängt. Sie bildet den festen Körper unsres gemeinsamen Lebens. Alles, was echte Wissenschaft und wahre Kunst heißt, ist damit nicht ausgeschlossen. Für alles ist Platz. Teils ist es Mittel zum Leben, teils Schmuck des Lebens, aber nicht das Leben selbst. Die, welche das verkennen und darin das Leben selber suchen, sind die Parasiten am Körper. Sie sind nur möglich, solange der Körper selbst besteht. Mit ihm müssen auch sie zu Grunde gehn. Gewiß also sind sie möglich. Aber nur als einzelne und so lange es den Körper giebt. Deshalb liegt nicht bei ihnen, sondern in der andern Ordnung die Wahrheit, die für alle gilt, in der Ordnung, die allererst durch den Glauben an Christum Einheit gewinnt, Halt und Bestand. Und zwar an den Christus, den die Schrift bezeugt und der evangelische Glaube meint, das göttliche Haupt der Gott geeinten Menschheit. Sowenig kann die Rede sein von einem Widerspruch zwischen dem geistigen Leben der modernen

Welt und diesem Glauben, daß wir vielmehr sagen dürfen, ja müssen: erst durch die allgemeine Erneuerung und wiederhergestellte Herrschaft dieses Glaubens kann das geistige Leben der Gegenwart wieder zur vollen Gesundung, zu Einheit, Klarheit und Kraft gelangen. J K

Das Durchdringen der Lutherischen Reformation in Deutschland

7. Entwicklung des Luthertums im Nordwesten. Die dortige Katastrophe

Glänzende Aussichten bestanden auch im Nordwesten. Sieht man von Ostfriesland ab, so hatte es die Reformation auf dem linken Ufer der Weser bisher kaum irgendwo zu festen Gebilden gebracht. Was hier bestanden hatte, war bei der Niederwerfung des Münsterischen Aufruhrs mit zerstört worden. Nur die Lutherische Bewegung bestand in allen geistlichen und weltlichen Gebieten Westfalens wie des Mittel- und Niederrheins fort. Ihr Durchdringen in diesem Teile des Reiches aber mußte wegen der nahen Beziehung dieser Gebiete zu den Niederlanden von unberechenbarer Bedeutung werden. Wie für Karl V. überhaupt das Interesse der alten Kirche mit dem seiner politischen Stellung zusammenfiel, so bestand beides für ihn in ganz besonders inniger Verknüpfung in den Niederlanden und deren Grenzländern. Die Festsetzung und Durchführung des Luthertums in den letztern hätte also ebensosehr das weitre Vordringen der habsburgisch-burgundischen Macht im Nordwesten eingedämmt, wie die evangelische Bewegung in den Niederlanden selbst gefördert.

Nun war aber längst Karls V. Aufmerksamkeit auf die Gewinnung des Herzogtums Geldern-Zütfen gerichtet. Nach Einverleibung des Erzbistums Utrecht sollte das der zweite und viel bedeutsamere Schritt zur Abrundung seines niederländisch-burgundischen Erbes werden. Die geldrischen Stände dagegen beriefen für den Fall des Ablebens ihres Herzogs den Erben des Herzogtums Cleve-Jülich, Wilhelm. Dieser vereinigte darauf 1539 beide Gebiete unter seiner Herrschaft und war damit der erste Fürst am Niederrhein geworden. Der Kaiser aber wollte das um keinen Preis hingehen lassen, obwohl ihm ein gesetzliches Recht nirgends zur Seite stand. Binnen kurzem war die geldrische Frage der Mittelpunkt seiner und fast der europäischen Politik. Der Herzog suchte der drohenden Haltung Karls gegenüber Anschluß an die Schmalkaldener und begann die Lutherische Reformation in seinem Gebiete vorzubereiten.

Da trat das Verhängnis ein, das auf der Sache der Lutherischen Reformation seit der berüchtigten Doppelehe des Landgrafen lastete. Philipp, genötigt um jeden Preis die Gnade des Kaisers zu gewinnen, nach dessen Strafgesetzen er den Tod verwirkt hatte, sicherte sich die kaiserliche Verzeihung gegen das Versprechen, die Aufnahme des Herzogs von Geldern in den Schmalkaldischen Bund zu verhindern und ihm im Falle eines kaiserlichen Angriffs die Hilfe zu versagen. Als daher Karl 1543 losschlug, blieb der Herzog vereinzelt, wurde niedergeworfen, mußte Geldern-Zütfen an den Kaiser abtreten — es blieb von da an dem Reiche verloren — und die Einstellung der Reformation auch in Jülich-Cleve versprechen.

Dadurch hatte die Reformation den ersten Rückschlag erlitten, und bald erfolgte im Zusammenhange damit ein zweiter noch schwererer in der Kölner Reformation. Durch die Befestigung und Erweiterung der kaiserlichen Machtstellung am Niederrhein, durch den Rückgang der Clevischen Reformation hatte das Unternehmen Hermanns von Wied den Rückhalt einer benachbarten evangelischen Macht verloren, seine Gegner denjenigen der verstärkten kaiserlichen Macht gewonnen. So ist denn das Schicksal dieser Kölner und der gleichzeitigen Münsterischen Reformation besiegelt gewesen, noch ehe sie durch den Schmalkaldischen Krieg in aller Form niedergeschlagen wurden.

Der Kaiser hatte also seine Stellung im Nordwesten des Reichs befestigt und zu dem großen Ausfallslager für seine spanischen Truppen erweitert. Im Osten aber gab ihm der

Zwiespalt der Ernestiner und Albertiner, der in der Wurzener Fehde seinen Anfang genommen, die Gelegenheit, den Ehrgeiz des jungen Herzogs Moritz zu ködern und ihn so im Rücken der Schmalkaldener stehen zu lassen. Die Gewaltthat der evangelischen Fürsten hier in Sachsen und die Doppelehe des Landgrafen haben die Bedingungen geschaffen, durch welche die Reformation zum Stehen kam und der Sieg des Kaisers über den Schmalkaldischen Bund so überraschend leicht wurde.

8. Der Schmalkaldische Krieg. Weitre Siege bis zum Anfang der Gegenreformation

Trotzdem hat der Sieg des Kaisers über den Bund die weitre Ausbreitung der Reformation nicht völlig zu hemmen vermocht. Allerdings wurden die Kölnische und Münsterische Reformation rückgängig gemacht, in den sächsischen Bistümern wieder altgläubige Bischöfe eingesetzt, der vertriebne Herzog von Wolfenbüttel mit seinen Priestern zurückgeführt und in Süddeutschland, namentlich in den Reichsstädten, vielfach der alte Gottesdienst wieder aufgerichtet. Aber diese Verluste waren nach dem Passauer Vertrage rasch wieder ausgeglichen, und bald folgten neue Errungenschaften, unaufhaltsames Vordringen. In Süddeutschland traten die weltlichen Fürsten und Grafen mit Ausnahme der Wittelsbacher und Habsburger sowie des oberschwäbischen Adels immer mehr zur Reformation über, und in Bayern und Oesterreich stürmte die Lutherische Bewegung, mit den ständischen Bestrebungen zusammengeschlossen, gegen die Stellung des fürstlichen Absolutismus wie der Kirche an. Die Lutherischen Neigungen des Erben der deutschen habsburgischen Herrschaft waren bekannt: seine Haltung schien die Absicht anzudeuten, durch Anschluß an die Reformation dem habsburgischen Hause in dem slawischen Osten, der sich soeben der Reformation eröffnete, die Führung zu gewinnen. Welche Aussichten für die Zukunft! In den geistlichen Fürstentümern Süd-, Mittel- und Westdeutschlands war die alte Kirche in völligem Zusammenbruch begriffen. Die Umgebung der Fürsten selbst füllte sich immer mehr mit Lutherischen Elementen. In den norddeutschen Bistümern rechts der Weser aber war die Zukunft des Luthertums schon dadurch gesichert, daß die Adelsgeschlechter, aus denen ihre Domherrn und Bischöfe genommen wurden, vollständig Lutherisch geworden waren. Schon zu Anfang der fünfziger Jahre saßen auf einer Anzahl von bischöflichen Stühlen Lutherische Prinzen, und andre mußten durch das Interesse der Politik ihrer Häuser bald nachgezogen werden. Die Bestimmung des „Geistlichen Vorbehalts" im Augsburger Religionsfrieden, deren Aufhebung man auf den Reichstagen nicht durchsetzen konnte, wurde seitens der Lutherischen Fürsten thatsächlich umgangen oder mißachtet. In den drei sächsischen Bistümern setzte der Bruder des Herzogs-Kurfürsten Moritz, Kurfürst August, teils durch erzwungne Verträge, teils durch die Wahl sächsischer Prinzen seitens der Lutherischen Kapitel den Uebergang der weltlichen Verwaltung an das kurfürstliche Haus durch. Der Kurfürst von Brandenburg nahm zur selben Zeit die Verwaltung der drei brandenburgischen Landesbistümer Brandenburg, Havelberg, Lebus in seine Hand. In den Bistümern Magdeburg und Halberstadt wurde jetzt, 1561 und 1563, die Reformation auch von oben herab vorgenommen. Die weltliche Verwaltung kam ständig in die Hände brandenburgischer oder wolfenbüttelischer Prinzen. Ebenso wurden Lutherische Administratoren in die Bistümer Bremen, Lübeck, Verden, Kamin gebracht. Seit 1566 war auf dem rechten Ufer der Weser nur noch ein einziger altgläubiger Bischof, der von Hildesheim. In den Ostseeprovinzen endlich gingen in den Jahren 1559/61 die Hochstifter von Reval, Dorpat, Kurland und Oesel teils in dänische teils in schwedische Hände über, und der Lutherische Charakter ihrer Verwaltung blieb dann auch unter polnischer Herrschaft erhalten.

Aber damit ist auch die größte Ausdehnung des deutschen Luthertums erreicht. Zur selben Zeit kam die Lutherische Bewegung an andern Orten zum Stillstand, und zwar bezeichnenderweise wiederum zuerst im Nordwesten, an den Grenzen der Niederlande. Die Wiedereroberung der Stadt Trier durch den Erzbischof und die niederländische Regierung, die Niederwerfung des Lutherischen Adels und Landvolks im Erzbistum (1559), die Ueberwältigung der evangelischen Bewegung in Aachen durch den Kaiser, König Philipp, den Erzbischof von Köln und andre niederrheinische Adlige (1560) bezeichnen die Thatsache, daß die volkstümliche Lutherische Bewegung in jenen Ländern nicht imstande war, den geschlossnen altgläubigen Fürstengewalten zu widerstehen, wie sie infolge des Rückschlages der vierziger Jahre dort geblieben waren.

Bald darauf beginnt dann allmählich die Verschiebung des politischen Machtverhältnisses zwischen Lutherischer und altgläubiger Partei zu Gunsten der letztern. Die Reste der Hierarchie und der Landesgewalten gewinnen durch Aufraffung ihrer geschwächten Kräfte und durch Zufluß neuer die Möglichkeit, überall die weitre Entwicklung des Luthertums aufzuhalten; bald dringt die Gegenreformation auf allen Seiten siegreich vor. Da, wo feste, von oben herab geleitete Lutherische Landeskirchen bestanden, ist der Verlust nicht beträchtlich gewesen; dagegen ist es fast überall gelungen, die noch ungeformte Lutherische Bewegung durch Anwendung der äußersten Gewalt und Zwangsmittel niederzuwerfen. M-G

Johann Jakob Schütz

Der Dichter des Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut"

4

Im Jahre 1682 schienen die Auswandrungspläne eine greifbarere Gestalt zu gewinnen. Man war indessen soweit gekommen, daß man von Penn in dem ihm 1681 von der englischen Regierung überlassnen und nach ihm benannten Landstrich Pennsylvanien 25000 Acker Land gekauft hatte. Dabei waren von Frankfurtern beteiligt Jakob Van de Walle, Kaspar Merian, Georg Strauß, Daniel Behagel u. a., in hervorragender Weise aber Schütz. Es bildete sich die „Frankfurter Kompagnie," die das angekaufte Gebiet gemeinsam verwaltete, doch so, daß den Einzelnen ihr Anteil durch einen Kaufbrief sichergestellt wurde. Ein ausgezeichneter junger Rechtsgelehrter, Franz Daniel Pastorius aus Franken, ließ sich, wie er in seiner Selbstbiographie mitteilt*), bestimmen, als Bevollmächtigter der Gesellschaft einstweilen sich in die neue Welt zu begeben; die andern wollten folgen, „um ein ruhiges, gottseliges und ehrbares Leben in einer wilden Wüstenei zu führen." Dr. Feuda und Frau Baur hatten sogar schon das Ihrige zusammengepackt. Pastorius kam auch wirklich am 20. August 1683 in Philadelphia an; allein die andern folgten nicht, und die neue Stadt Germantown, die sich bald unter seiner Verwaltung erhob, wurde doch nicht von Frankfurtern, sondern von Krefeldern erbaut, welche also die ersten deutschen Einwandrer in Amerika gewesen sind. Es war vergeblich, daß Pastorius, der sich inzwischen ganz an die Quäker angeschlossen hatte, am 30. Mai 1685 an Schütz klagend schrieb:

> Es scheint fast, daß die meisten ihre gute Intention (allhier in Pennsylvanien Gott und dem Nächsten in Stilligkeit ihres Gemüts zu dienen) nicht so vollkommlich erreichen können, sondern deren etliche gleichsam wider Willen in mancherlei Weltaffären (mit Verabsäumung des Einen, so nötig ist) geflochten werden.

Weder die Frankfurter Freunde noch die beiden Petersen, die sich inzwischen auch am Landankauf beteiligt hatten, folgten dem Rufe, trotz eines neuen Vertrags, der 1686 abgeschlossen wurde. Die Erben von Schütz hatten später noch manche Verdrießlichkeiten durch das Unternehmen und gaben schließlich den Besitz in der neuen Welt völlig auf; die Ansiedlung aber blühte unter der Leitung von Pastorius auf und erlangte u. a. den Ruhm, daß von ihr der erste Protest gegen die Sklaverei in Nordamerika ausgegangen ist (1688) und daß daselbst die erste deutsche Bibel in der neuen Welt gedruckt wurde (1743). Heute bildet Germantown einen Teil der Großstadt Philadelphia, und die Enkel der Pioniere von 1683 wissen vielfach nicht einmal mehr vom Ursprung jenes Namens sich Rechenschaft zu geben.

Spener hatte sich eine Zeit lang für die Auswandrungspläne lebhaft interessirt, schrieb aber 1689 in anderm Sinne darüber (Theol. Bed. 3, S. 766):

---

*) Seidenstücker a. a. O.

Denen, die ihre Zuflucht dahin nehmen, überlasse ich ihre Gedanken, ich könnte niemand raten zu fliehen, ehe der Herr austreibt. Meine Gedanken sind, allezeit zu bleiben, wo uns der Herr hinsetzt und wie lang er uns daselbst lässet; zu gehen, wo er uns gehen heißet.

5

Mit Schütz wurden in dieser Zeit auch mehrere auswärtige vornehme Frauen bekannt, die für Spener begeistert waren, und zuweilen dessen Erbauungsstunden besuchten, so die zu Homburg geborne Sophie Elisabeth von Holstein-Sonderburg, nachmalige Herzogin von Sachsen-Zeitz, welcher das von Schütz veröffentlichte (vielleicht von ihm für sie verfaßte?) Lied „So komm, geliebte Todesstund" zugeschrieben wird, ferner die Gräfin Christiane von Stolberg-Gedern und Benigna Gräfin von Solms-Laubach. Leider herrschte auch in diesen fürstlichen Kreisen ein Zug zur Absonderung von der Kirche und besonders zu den Ansichten von Petersen, wodurch Spener beständig Unannehmlichkeiten bereitet wurden. Dennoch verkehrte Spener auch jetzt noch immer im Saalhof. Auch Schütz besuchte seine Kollegien weiter, bis dieselben auf Antrag der fremden Gesandten, unter denen sich der Liederdichter Canitz befand, wegen zu starken Andrangs in die Barfüßerkirche verlegt wurde (1682). Nun zog er sich zurück, da allerdings durch diesen Schritt der anfängliche Zweck einer vertraulichen Besprechung vereitelt wurde, weil die einfachern Leute sich scheuten, das Wort zu ergreifen, sodaß auch Speners anfängliche Freude über diese Neuerung bald in das Gegenteil umschlug. Zu entschiednem Vorgehn gegen die Separatisten sah Spener sich endlich genötigt, als im Laufe des Jahres 1683 ein Brief des Notars Fenda bekannt wurde, den dieser bereits früher geschrieben hatte. Er erklärte darin, daß er zu Hause und abends in Speners Haus kommunizirt, aber im Verborgnen des Geistes, wo die wahre Vereinigung der Glieder an Christo als dem Haupte und lebendigmachenden Geiste geschehe. Die Privaterbauungen also sah er als die wahre Kommunion an, die Enthaltung vom öffentlichen Abendmahl suchte er mit der Menge der Unwürdigen zu rechtfertigen.

Da hier offenbar der Lutherische Sakramentsbegriff aufgegeben war, entstand eine große Aufregung in der Stadt über die „greuliche Lästerung", sodaß Spener selbst die Sache dem Senat und dem Ministerium anzuzeigen genötigt war. Natürlich kam auch Schütz in den vielleicht gerechtfertigten Verdacht, ähnliche Absichten zu haben — und nun sah endlich der Senior der Lutherischen Gemeinde sich veranlaßt, alle vertraulichen Beziehungen zu diesem ganzen Kreise abzubrechen und ihn vorläufig seinem Schicksale zu überlassen. Nach Senckenberg soll er sogar die Ausweisung von Fenda gewünscht haben, mit der Begründung, daß, wenn in einem Hause die Pest herrsche, man es zumachen müsse. Doch kam es nicht einmal zu einer Besprechung der Geistlichkeit mit Fenda, da er sich ihr durch allerlei Ausflüchte zu entziehen wußte (Theol. Bed. I. 3, 573). Spener wandte sich nun an einen auswärtigen Freund, mit der Bitte, sich der Sache anzunehmen, wobei er bemerkte, daß diese Leute, wenn sie leiden müßten, nicht der Wahrheit Christi, wohl aber ihres eignen Sinnes und Wahl Märthyrer würden; doch spricht er schon die Befürchtung aus, daß mit der Hauptperson (wohl Schütz) nichts ausgerichtet werden könne. Im folgenden Jahre (1684) veröffentlichte er einen Traktat: „Der Klagen über das verdorbene Christentum Mißbrauch und Gebrauch", in dem er zwar offen die Schäden des kirchlichen Lebens betonte, aber gegen die Separatisten sich entschieden aussprach und besonders dagegen protestirte, daß man die Lutherische Kirche mit dem Namen Babel belege. Als weiterhin in jenen Kreisen die Bußangst unter dem neuen Namen der „Verwesung" als unabweisliche Bedingung der Bekehrung gefordert wurde, erklärte sich Spener ausdrücklich gegen diese Ansicht (Theol. Bed. II. 3, S. 584).

Daß ein Jeglicher zu seiner Wiedergeburt durch solche Verwesung gehen müsse, saget die Schrift nirgends. Gottes Wege sind heilig, unbegreiflich und obwohl auf einen Zweck gerichtet, dennoch nicht ohne großen Unterschied; er ziehet einige Seelen mehr mit sanftem und anmutigem Liebesseile.

In den Jahren 1685 bis 86 lebte bei Schütz ein entschiedner Anhänger Böhmes und Vertreter des Chiliasmus,

Johann Jakob Zimmermann, der zuvor Geistlicher gewesen, dann aber abgesetzt worden war und eine Professur der Mathematik in Heidelberg bekleidet hatte. Durch die Kriegsunruhen vertrieben, fand er bei Schütz gastliche Aufnahme und bestärkte diesen noch in seiner Neigung zur Absonderung. Er wollte 1694 nach Germantown übersiedeln, starb jedoch vor der Einschiffung, während seine Witwe das Ziel glücklich erreichte und unentgeltlich in das Bürgerrecht der Kolonie aufgenommen wurde.

Spener hat das Haus von Schütz wohl nur noch einmal betreten, als er 1686 von Frankfurt nach Dresden übersiedelte und Abschied von ihm nahm. Die Taufe des dritten Kindes (1685) hat er nicht vollzogen, da er damals in schwerer Krankheit lag — Pfarrer Mitternacht trat für ihn ein —; doch wollte er nicht die Stadt verlassen, ohne dem ehemaligen Freunde Valet zu sagen. An Dr. Fenda schrieb er dagegen am 6. September 1686 einen Brief, in dem er sich darüber erklärte, warum er sich seit dem Bekanntwerden des Briefes von dem vertraulichen Umgange mit ihm zurückgezogen habe und ihn dringend bat, nicht zu sehr den eignen Gedanken zu trauen, die uns durch einigen Schein selbst gefallen. So hat er auch Schütz brieflich gebeten, wenn er nicht selbst von seiner Meinung weichen wolle, wenigstens andre Gewissen nicht zu verwirren.*) Im Jahre 1688 schrieb er die goldnen Worte, wobei er gewiß die Frankfurter Separatisten besonders im Auge hatte:

Also trage ich lieber Geduld mit einer ganzen Kirche, als mit einem und andern Sonderling, wo leicht so viel Eigensinn sich finden kann, als er an jenen vielen Unziemliches zu bemerken scheint.

Auch Speners Nachfolger Arcularius, ein entschiedner Gegner des Konventikelwesens, bemühte sich vergebens, Schütz auf andre Gesinnung zu bringen; als er bei der Besprechung seine Passion wider Dr. Spener merken ließ, hatte er bei ihm allen Kredit auf einmal verloren (Judicium über Schütz). Die Stimmung gegen Schütz wurde immer ungünstiger; bei dem vierten Kinde konnte zwar die Privattaufe nicht abgeschlagen werden, da die Eltern dessen Schwachheit als Grund angaben; das fünfte Kind dagegen wurde öffentlich getauft, da der regierende Bürgermeister wohl die weitere Nachsicht gegen die renitente Familie für unangebracht hielt. Immer inniger wurden die Beziehungen zwischen Schütz und Petersen, der zuweilen nach Frankfurt kam. Gegen Fenda sollte noch schärfer vorgegangen werden, doch verließ dieser rasch die Stadt, da er durch den Einfluß des Maximilian von Lersner eine Stelle in Epstein erhielt, wo er für die nächste Zeit blieb, um später wieder nach Frankfurt zurückzukehren. Hier gelangte er allmählich zu Reichtum und Ansehn und schied hochbetagt am 17. September 1746 aus dem Leben. Kurze Zeit vor seinem Tode (am ersten März 1690) schrieb Schütz einen Brief an ihn, den einzigen, den wir von ihm besitzen. Er gedenkt hier mit Anerkennung des jungen August Hermann Francke, der damals noch Magister in Leipzig war. Seine volle Uebereinstimmung mit Petersen spricht sich darin aus, daß er ihm zuruft, die würden nicht zu Schanden, welche bei dem Worte der Wahrheit blieben; auch dankt er Gott dafür, daß er den Unmündigen offenbare, was er den klugen Schriftgelehrten dieser Welt verborgen habe. Er erwähnt in diesem Schreiben, daß der Herr in der Gefahr, die über der Stadt und Nachbarschaft geschwebt, ihn und die Seinen recht als im Schoße einer Mutter in aller Angst bewahrt habe, ja daß sie wegen der abgelegnen Wohnung von dem Tumult nichts, bis es vorbei gewesen, erfahren hätten. Neben dem mutigen Gottvertrauen tritt uns hier eine gewisse Gleichgiltigkeit gegenüber dem Wohl und Wehe des irdischen Vaterlands entgegen, wie sie sich damals bei den „Stillen im Lande" oft zeigte. Auch dieser sein Schwanengesang schließt mit den Worten des Lobes: „Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

6

Im Mai 1690 ist Schütz aus dem Leben geschieden, nach der gewöhnlichen Angabe am 22. Mai, nach der Angabe seiner

*) Vgl. zu den obigen Angaben Letzte Bedenken 3, 172 f., Lat. Bed. 1, 401 u. Theol. Bed. 2, 47.

Frau, die alles Uebrige sehr pünktlich vermerkt hat, bereits den 21. Mai, also vermutlich zur Mitternachtsstunde. Ueber sein Ende berichten die mehrerwähnten Aufzeichnungen eines Frankfurter Geistlichen; ferner dient ein längrer Bericht von Frau Schütz an die Kinder zur Ergänzung. Als Dr. Schütz auf dem Totenbette lag, ging Senior Arcularius zu ihm, wegen des heiligen Abendmahls mit ihm Rücksprache zu nehmen; allein er erklärte dazu nicht disponirt zu sein. Wegen der Augsburger Konfession befragt, sagte er, daß er sie nicht bedächtig genug gelesen habe und sich an die Bibel halte. Er behauptete also seinen Standpunkt auch im Angesicht des Todes. Seine letzten Worte waren: „Herr, wenn ich gedenke, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet" (Ps. 119, 52), und: „Dein Wille geschehe." Das Predigerministerium beschloß, daß Schütz nicht mit gewöhnlichen Zeremonien zu begraben sei, und der Rat verfügte demgemäß, daß er ohne geistliche Begleitung in der Nacht beerdigt würde, eine Bestimmung, welche seine Witwe in jenem Schriftstück zu heftigen Ausfällen wider die Geistlichen veranlaßt, die ihren heimlichen Unwillen, den sie im Leben auf ihren Mann gehabt, bis nach dem Tode verspart hätten. Einen ähnlichen Beschluß hatte übrigens das Predigerministerium am 2. April 1690 gefaßt, als ein andrer wegen Skrupel sich geweigert hatte, das Abendmahl zu nehmen; desgleichen geschah es am 4. März 1696, sodaß jene Verfügung an sich nichts Unerhörtes hatte. Nur die Verwandten und etliche Bekannte, „welche sich seiner Schmach nicht geschämt haben," folgten der Leiche, die auf dem Peterskirchhofe ihre Ruhestätte fand.

Die Witwe setzte den Widerstand gegen die Kirche ganz in seinem Geiste fort. In dem erwähnten Schreiben ermahnt sie die Kinder, allein dem heiligen Exempel Jesu zu folgen und mit Geduld alles Urteil der Welt über sich zu leiden. Sie sollen fleißig der Ermahnung des Vaters gedenken und Gott danken, daß sie einen solchen frommen Vater gehabt. Die Schützsche Familie begegnet uns übrigens noch mehrfach in den Protokollen des Ministeriums. Als die Zeit herankam, daß die Kinder konfirmirt werden sollten, schickte die Mutter sie nicht zum Unterricht. Sie wurde deshalb 1696 vorgeladen, erklärte jedoch (am 4. November), sie sei bei einem Jahre nicht ausgegangen und würde also nicht erscheinen können, worauf beschlossen wurde, bei der Obrigkeit Klage zu führen. Im Jahre 1700 wurde die abgebrochne Untersuchung wieder aufgenommen, und zwar diesmal im Namen des Magistrats, der besonders hervorhob, daß die Kinder sich öffentlich zu keiner Religion bekannten, und drohend darauf hinwies, daß sie bedenken sollte, was die Reichskonstitutionen in solchem Falle vermöchten. Am 22. März gingen einige Geistliche zu ihr, denen sie auf eine Reihe von Fragen Antwort stehen mußte. Sie erklärte unter anderm auf die Frage, zu welcher Kirche sie sich bekenne: „Zu Gottes Gemeine und seiner Apostel." Den angebotnen Unterricht wies sie stolz ab, da sie die Salbung habe, die sie alles lehre. Endlich sprach sie die Geistlichen förmlich ihrer Seelen halber los bis auf den jüngsten Tag.*) Es war dasselbe Jahr, in dem zu Speners Leidwesen die Kollegia nach dreißigjährigem Bestehen in Frankfurt ganz untersagt wurden.

Im folgenden Jahre kam Frau Schütz in eine peinliche Verlegenheit, als ihre Tochter Margarethe Elisabeth den gleichfalls separatistisch gesinnten Isenburg-Marienbornschen Regierungsrat Mettingh ehelichen wollte. Aber als sich das Predigerministerium weigerte, die erbetene Trauung vorzunehmen, da man nicht wisse, was die Person für eine Religion habe, fand sich Pfarrer Schott in der Frankfurter Landgemeinde Sulzbach dazu bereit, der auch Fendas nichtkonfirmirte Tochter zur Kommunion zugelassen hatte.

In der mehrerwähnten Aufzeichnung eines Geistlichen heißt es über Frau Schütz: „Meines Erachtens hat der Satan sein Spiel dabei, läuft großer geistlicher Hoffart mit unter, und die Gemächlichkeit des Fleisches, an nichts gebunden zu sein, thut ihr wohl" — ein hartes Urteil, das aber doch nicht so

*) Vergl. Protokollbuch D, S. 325 f.; ferner 356 und 362 für das Folgende.

ganz am Ziel vorüberschießt! Sie starb am 2. Dezember 1721 im siebzigsten Lebensjahre mit Hinterlassung eines großen Vermögens. Ob sie sich noch mit der Kirche ausgesöhnt hat, ist ungewiß; über die Beerdigung findet sich ebenfalls keine Nachricht.

Von den vier hinterlassnen Töchtern ehelichte die zweite gleichfalls einen Mettingh; die beiden andern blieben ledig. Die Jüngste starb hochbetagt in Frankfurt 1775. Die Dritte, Maria Katharina, hatte offenbar am meisten von dem Sinn ihrer Eltern in sich aufgenommen. Der Vater hatte sie selbst, wie alle seine Töchter, sorgfältig unterrichtet, und sie war sogar in der Kabbala bewandert, von der sie ein Exemplar dem berühmten Theosophen Oettinger verehrt hat. Dabei war sie eine höchst wunderliche Persönlichkeit, deren Abneigung gegen die Ehe mannigfach hervortrat. Sie lebte nachmals in Homburg vor der Höhe, wo sie 1742 starb. Sie hielt sich zu keiner Kirche, stand dagegen im lebhaftesten Verkehr mit allen möglichen Separatisten, denen sie auch reichlich Unterstützung angedeihen ließ. In diesem Sinne verwaltete ihr Neffe, der Kammerschreiber Christoph Schütz, der auch das tausendjährige Reich und die Wiederbringung verkündete, ihr Vermögen, bis sie mit ihm zerfiel. Außerdem waren Edelmann Plönnies und andere Separatisten mit ihr bekannt. Auf ihrem Totenlager scheint sie eben so wenig geistlichen Zuspruch als das Abendmahl begehrt zu haben; wenigstens ist nichts davon in einem ausführlichen Berichte über ihr Ende erwähnt; auch verfügte sie, daß man sie auf dem reformirten Friedhof begraben solle.*) Beachtenswert ist eines ihrer letzten Worte; als sie heftige Qualen empfand, rief sie aus: „Ach, göttliches Lämmlein, gieb mir Geduld, daß ich mich nicht über die Schmerzen beklage, ja, es sind alle meine Schmerzen doch nur eine Dornenspitze von deiner Krone." Damit auch nach ihrem Tode ihr Vermögen Gleichgesinnten zu gute komme, bestimmte sie zum großen Verdrusse ihrer darin offenbar durchaus nicht gleichgesinnten Verwandten den größten Teil für eine fromme Stiftung.

Schon 1740 hatte sie ein höchst seltsames „Seelengespräch" eigenhändig aufgesetzt, worin sie all ihr Vermögen dem Herrn Jehova, als sein ganz geringes Geschöpfchen, übergab für die bedrängten Glieder Christi; 1742 hatte sie dann ihren letzten Willen deutlicher in einem eigentlichen Testamente ausgesprochen. Schon die Wahl der ersten Pfleger, die in ihrem Hause wohnen sollten, beweist, daß sie besonders Gesinnungsgenossen einen Unterhalt durch ihre Stiftung zu verschaffen suchte; doch kam es bald zu häßlichen Streitigkeiten über die Stiftung, die sich übrigens bis heute erhalten hat. In Homburg befindet sich noch ein Bild von Jungfer Schütz, wie auch von ihrem Vater.

Das Beispiel, das Schütz und sein Anhang gegeben, wirkte lange in Frankfurt nach. Besonders wurden die separatistischen Tendenzen durch den alten Rat Fenda vertreten, der mit allen möglichen unruhigen Geistern wie Dippel, Theophilus Stier u. a. in Briefwechsel stand, auch schriftstellerisch wunderliche Lehren (wie von der Sündigkeit des Fleisches Christi) vertrat. Aehnliche Gesinnungen traten uns dann bei Dr. J. Chr. Senckenberg entgegen, der viele Ueberlieferung aus jener Zeit aufbewahrt hat. Später machten sich besonders die Einflüsse der Brüdergemeine, wie bei Fräulein Susanne von Klettenberg, Goethes „schöner Seele", geltend. So fanden sich bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts Personen in Frankfurt, die sich aus vermeintlicher Christlichkeit von der Kirche absonderten.

Es tritt uns bei Schütz so recht entgegen, wie selbst eine hochgesteigerte Frömmigkeit, wenn sie sich engherzig von dem Strome des kirchlichen Lebens loslöst und eigenmächtig mit den kirchlichen Ordnungen in Widerspruch stellt, zu einer schweren Schädigung des Gemeindelebens führen kann — eine Schlußbetrachtung, die uns übrigens die reine Freude an dem von aller Unnatur und Schwärmerei freien Liede „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut" nicht verkümmern soll. D-Fr

---

*) Im Archiv der Schützschen Stiftung zu Homburg, woselbst auch einige hier benutzte gedruckte Akten sich finden.

Die diesjährige Generalsynode der Brüderkirche

Uebersicht: 1. Allgemeines; 2. Die Verhandlungen

1. Allgemeines

Es hat eine Zeit gegeben, in der um den „Herrnhuter" kaum herumzukommen war, und zwar nicht nur für den Theologen oder kirchlich interessirten Laien, sondern man möchte sagen für jedermann.

Nicht nur den sächsischen Kurfürsten hat der Graf Zinzendorf mit seinen Auswandrern manche sorgenvolle Stunde bereitet, Katharina II. und Friedrich II. wollten ihren Gewerbfleiß nutzbar machen und sahen sich zu weitläufigen Verhandlungen mit den Brüdern genötigt, die ihre so ganz anders gearteten Zwecke mit Zähigkeit und nicht ohne Geschick verfolgten. Entschädigte sich Friedrich für die gehabte Mühe durch Witzeleien, so hatte sein Vater mit dem Grafen mehrere für seinen religiösen Ernst denkwürdige Unterredungen. Bekannt sind auch die freilich wandelbaren freundschaftlichen Beziehungen zum dänischen Hofe. Lessing schrieb, wenngleich aus einer gewissen Vogelperspektive, doch mit Scharfblick ihre Eigentümlichkeit erfassend, sein „Fragment über die Herrnhuter"; Goethe, der einmal gastweise einer Konferenz in Marienborn beiwohnte, hat seinen verschiednen Berührungen mit brüderisch beeinflußten Kreisen in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ein klassisches Denkmal gesetzt; und wenn immer wir bei Jean Paul dem Herrnhuter begegnen, so erscheint er als eine Charakterfigur im deutschen Volksleben.

Aber diese in der großen Welt bemerkbaren Spuren sind es ja nicht, die den eigentlichen Wert dieser bedeutsamen Erscheinung verraten, sondern die Auseinandersetzungen der kirchlichen und christlichen Lebenskreise mit der Brüdergemeine. Fand auf der einen Seite von dem frommen Bengel bis auf den kürzlich entschlafnen Geschichtschreiber des Pietismus, Ritschl, eine mehr oder weniger entschiedne Ablehnung statt, so genügt es ja anderseits, den Namen des „Herrnhuters höherer Ordnung," Schleiermacher, zu nennen, um darauf hinzudeuten, welche auch in gewandelter Form noch wirksame Geistesmacht in dem Brüdertum lag. Ja, man mag persönlich zu dieser Erscheinung stehn, wie man will, die Gerechtigkeit im Blick auf die Geschichte nötigt anzuerkennen, daß es eine Zeit gab, in der Tausende deutscher Christen, abgestoßen oder doch unbefriedigt von rationalistischer Dürre, pietistischer Enge, orthodoxer Starrheit, allein in näherer oder entfernterer Berührung mit brüderischem Christentum das fanden, was ihre Seele suchte: den lebendigen Pulsschlag des mit Christo in Gott verborgnen Lebens. Und noch in unserm Jahrhundert bezeichnen Namen wie Goßner, Baron von Kottwitz, Friedrich Wilhelm IV., Gräfin Reden, Zeller u. a. stärkere oder schwächre Wirkungen, die von der Brüdergemeine in weitre Kreise hinüberspielen.

Inzwischen haben sich freilich die Zeiten geändert, und die Brüdergemeine ist fast zu einer Insel im deutschen Leben geworden. Aber einmal werden die Anregungen, die von Herrnhut der Kirche Deutschlands zu teil geworden sind, von allen anerkannt, die nicht von vornherein der mystischen Innerlichkeit im Christentum abhold sind. Und dann stellt die Brüderkirche, wenngleich nach außen wenig bemerkbar, auch heute noch eine Gemeinschaft dar, deren christliche Lebensordnung, deren Innerlichkeit und Universalismus, wenn auch nicht allgemein mustergiltig, doch nach mancher Richtung hin nicht ohne vorbildlichen Wert ist.

Die im Juni dieses Jahres in Herrnhut abgehaltne Generalsynode möge einen Anlaß bieten, auf den in der Brüdergemeine zum Ausdruck kommenden christlichen Universalismus das Augenmerk zu richten. — Ist auch die Zahl der hier vertretnen Kirchenmitglieder (32 284 volle Mitglieder, 78 298 Getaufte auf den Missionsfeldern, 90 000 Pflegebefohlene im weitern Sinn, also ins Ganze etwa 200 000 Seelen) verhältnismäßig gering, so bezeichnet doch schon die Verbreitung brüderischer Niederlassungen über den ganzen Erdkreis äußerlich den vielumfassenden Charakter des „Bruders," der in einer Liturgie betet: „Dein frühes Exilium lehre uns überall daheim sein!" Und eben dieser Universalismus der Brüderkirche kommt bei ihren Generalsynoden zum deutlichsten Ausdruck. Amerikaner, Deutsche, Engländer, Missionare aus Suriname, Afrika und Westindien reichen sich die Bruderhand mit einem so innigen gegenseitigen Verständnis trotz den sehr verschiednen Lebensverhältnissen, wie es in dieser Weise sonst kaum zu finden sein dürfte.

Die Verfassung der Brüderkirche hat sich nach Zinzendorfs Tode auf die von ihm selbst gegebnen Anregungen hin zu einer rein synodalen entwickelt, und zwar in der Weise, daß bis zum Jahre 1857 die amerikanischen, deutschen und englischen Gemeinden Vertreter zu der gemeinsamen Synode sandten, die dann wiederum die Unitäts-Aeltesten-konferenz als Verwaltungsbehörde für eine Synodalperiode wählte. Die Sonderentwicklung der Unitätszweige in den drei Ländern wurde aber naturgemäß so stark, daß sich das Bedürfnis größrer Selbständigkeit herausstellte. Dem wurde nun 1857 dadurch Rechnung getragen, daß die Gemeinden in den genannten drei Ländern als eigne „Unitätsprovinzen" zusammengefaßt wurden, deren jede (Nordamerika wieder in zwei Distrikte geteilt) ihre eigne Provinzialsynode und Provinzial-Aeltestenkonferenz erhielt. Dabei blieb die deutsche Provinzial-Aeltestenkonferenz zugleich Unitäts-Aeltestenkonferenz gemäß der geschichtlich begründeten Führerstellung der deutschen Gemeinden. — Hatte man von dieser Auseinandersetzung den Zerfall der Unität befürchtet, so trat eher das Gegenteil ein, und jene Synode von 1857 gestaltete sich zu einem Triumph der brüderlichen Einigkeit. Die Neuerung vollzog sich im besten Sinne schiedlich, friedlich. Und wenn auch seitdem das damals Angebahnte sich zu noch größrer Klarheit entwickelt hat, so zeigte doch gerade die Generalsynode dieses Jahres wieder, wie stark bei lockerm verfassungsmäßigem Zusammenhang doch das Band der brüderlichen Einigkeit, die Uebereinstimmung in der praktischen Christentumsauffassung und die Liebe zu den gemeinsamen Werken der Heidenmission, der Evangelisation in Böhmen und der Thätigkeit am Aussätzigenasyl in Jerusalem ist. — Auf die Einzelheiten der Unitätsverfassung kann hier nicht eingegangen werden. Es genügt auch zu sagen, daß eine Generalsynode alle zehn Jahre zusammenzutreten pflegt, gebildet aus etwa sechzig Mitgliedern: der Unitäts-Aeltestenkonferenz, den Abgeordneten der drei Provinzen, den Trägern wichtiger Unitätsämter und Vertrauensmännern aus den Missionsgebieten. Gegenstände der Beratung sind: die Lehre, die Grundzüge der gottesdienstlichen Ordnungen und Formen (Liturgikum), die Verfassung, die gemeinsamen Werke.

Gerade vor hundert Jahren tagte zum ersten Mal die Synode der Unität, damals noch unter Spangenbergs Vorsitz, in Herrnhut, und zwar in demselben Raume wie bis auf dieses Jahr. Darum wies auch die Eröffnungsrede des Präses der Unitätsdirektion, Bischofs Heinrich Müller, u. a. auf den Inhalt des Jahrhunderts 1789—1889 hin, das in den Weltverhältnissen so mächtige Wandlungen gebracht und für die Brüdergemeine auch an bedeutsamen Entwicklungen reich gewesen sei. Die Zustände von 1789 waren nicht derart, daß man auf ein Fortbestehen in Kraft durch hundert Jahre hätte hoffen dürfen. Aber durch die Gnade des Herrn offenbarte sich gerade in diesem Jahrhundert verschiedentlich die innerlich erneuernde Macht seines Geistes. Es sei nun der Versuch gemacht, die Hauptpunkte der Verhandlungen, soweit sie die Teilnahme eines weitern Kreises in Anspruch nehmen können, herauszuheben. — u —

Die Fresken der Casa Bartholdi in der Berliner Nationalgalerie

Ein Jahr ist ungefähr vergangen, seitdem die bekannten Fresken der Casa Bartholdi zu Rom, eine Reihe alttestamentlicher Szenen, von Cornelius, Overbeck u. a. ausgeführt, in den Besitz der Berliner Nationalgalerie gelangt sind. Nicht häufig sind Kunstwerke in solchem Maße Gegenstand dauernden Beifalls gewesen, wie er diesem Bildercyklus fast von der ersten Stunde seines Werdens an beschieden war. Eine geradezu enthusiastische Bewundrung zollte ihm die Generation, die das

Werk entstehen sah; ihre Stimmung spiegelt sich wieder in Aussprüchen wie dem des bekannten Kunstfreundes Grafen Raczinsky, er habe nie ohne Rührung den Raum betreten können, der jene Schätze barg:

Mir war jedesmal, so oft ich über die Schwelle des kleinen Zimmers trat, als stünde ich vor der Krippe, aus der das in Armut geborne, aber an heiligem Geiste reiche Kind, die neue deutsche Kunst, mit lebensvollem Auge mich ansah.

Noch in der Litteratur unsers Jahrzehnts fehlt es nicht an Stimmen, die wie ein Echo solcher Worte klingen. Im Gegensatze dazu kann es auffallen, daß man heute, nach der Ueberführung jener Werke in ihre neue Heimat, in den Kenner- und Liebhaberkreisen der Hauptstadt, wie sich vielfach beobachten ließ, verhältnismäßig wenig nach ihnen fragt. Es unterliegt im Vergleich zu der vorangegangnen Zeit wohl keinem Zweifel: im Geschmack des Tages ist eine Aenderung eingetreten; die Größen von ehedem haben ihre Rollen abgegeben.

Allein zwischen solchem Für und Wider wechselnder Meinungen bleibt die Thatsache unverändert, daß in diesen Schöpfungen ein Erzeugnis, ja der Zeit nach, die erste wirksame Bethätigung einer ästhetischen Richtung vor uns liegt, die in der Entwicklung unsrer vaterländischen Kunst, insbesondre nach der Seite religiöser Darstellung, eine sehr beachtenswerte Stellung einnimmt. Den Erstlingswerken jener Schule, die man als die romantische zu bezeichnen pflegt, bleibt ihre geschichtliche Bedeutung unverloren; hervorgegangen aus der Vereinigung einer Reihe ganz eigenartig veranlagter, von idealen Bestrebungen reich erfüllter Kräfte, verdienen sie auch heute Beachtung in einer neuen Zeit, die andern Zielen folgt.

Es wurde in der Genossenschaft jüngrer deutscher Künstler, die im zweiten Dezennium unsers Jahrhunderts in Rom unter der geistigen Führung von Cornelius und Overbeck sich zusammenfanden, von Anbeginn für ein Ereignis von besondrer Tragweite angesehen, als der damalige preußische Generalkonsul Bartholdi die Ausmalung eines Saales seiner römischen Mietwohnung auf dem Monte Pincio dem „Hauptmann" jener Schar, Cornelius, in Verbindung mit Overbeck, Wilhelm Schadow und Philipp Veit in Auftrag gab. In der Wahl des Themas für die Darstellungen vereinigte man sich auf die Geschichte Josephs, und rüstig gingen die Genossen, es war im Jahre 1816, ans Werk.

Den an dem Lieblingssohne Jakobs verübten Verrat der Brüder malte Overbeck: in einer Landschaft mit weitem Ausblick über Berg und Thal wird Joseph den midianitischen Kaufleuten überantwortet, deren Troß zur Rechten den Zagenden aufnimmt. Anfang und Höhepunkt von Josephs spätern glücklichen Tagen in Aegypten führte Cornelius aus: in der Traumdeutung vor Pharao stellt er seinen Helden in mannhafter Haltung dem Könige gegenüber, links zur Seite die Wahrsager, deren Weisheit vor der Sehergabe des Jünglings zunichte geworden ist. Ein zweites, von Cornelius ausgeführtes Bild ist der Szene gewidmet, „da sich Joseph mit seinen Brüdern bekannte": lebhaft bewegt, wie es der Augenblick erwarten läßt, die Gruppe der Brüder, und Joseph ihnen entgegeneilend, an seinem Halse Benjamin, den er liebevoll umschließt. Die Lünette darüber fügte Overbeck hinzu; es sind die sieben magern Jahre, die er hier in der Gestalt eines von Sorgen niedergebeugten, von hilflos hinsiechenden Kindern umgebnen Weibes allegorisch veranschaulicht, während in einem zweiten Bogenfelde Veit die sieben fetten Jahre unter dem Bilde einer Frau darstellt, um die sich auf offner Flur blühende Kinder scharen, spielend in ringsum aufgehäuften Erntefrüchten. Von demselben Veit rührt in kleinerm Format die Versuchung Josephs her. Zwei Bilder von Schadow schließen die Reihe: wie die betrügerischen Brüder dem Vater das blutige Kleid Josephs überbringen, und Joseph im Gefängnis, dem Mundschenk und dem Bäcker Pharaos ihre Träume deutend.

Die Ausführung der Bilder, wie sie heute vor uns stehn, zeigt einen geradezu rührenden Eifer des Bemühens; ja, wüßten wir es nicht aus noch erhaltnen gleichzeitigen Briefen der Beteiligten, man empfände dennoch in dieser Strenge des Konturs, in der fast schüchternen Behutsamkeit der Pinselzüge den heiligen Ernst, mit dem diese Männer sich ihrer Aufgabe gewidmet haben. Ein glücklicher Wurf eignet insbesondre der Komposition: Cornelius' flächenbeherrschendes Talent, von dem hier Overbeck und Veit unmittelbar berührt erscheinen, hat bei dieser ersten monumentalen Schöpfung, die aus seiner Hand hervorging, die Probe trefflich bestanden. Und nicht bloß in der Raumdisposition, auch in der dramatischen Belebung des Einzelnen zeigt sich ein frisches, energisches Können. Die andern überragt auch hier Cornelius: in sorgsamer Gedankenarbeit sind die Rollen ausgeteilt, wie er dies selbst anmutig schlicht in einem Briefe nach der Heimat vom Frühjahr 1817 schildert, und einer reichen Stufenfolge von Empfindungen, wozu besonders die Wiedererkennung der Brüder Anlaß gab, versteht er im Bilde physiognomischen Ausdruck zu verleihen.

Daneben vermißt jedoch der modern gewöhnte, auch der vorurteilsfreie Blick an diesen Malereien bestimmte Vorzüge, die weder heutigen Tags noch in den klassischen Perioden früherer Zeit außer acht gelassen wurden. Das Auge sieht sich Körperformen von so wenig plastischer Behandlung gegenüber, daß sie fast nur als Silhouetten wirken, und vergeblich sucht es auf den hellen Wandflächen, in deren Bereiche bunte, wenn auch matte Lokaltöne in ausgesprochnen Dissonanzen hart an einander stoßen, nach einem Punkte ruhiger Sammlung. Malerische Schatten und tiefgesättigte Töne wird man von den Temperafarbmitteln, wie sie hier zur Anwendung gekommen sind, freilich nicht verlangen dürfen; auch ist bei so großen Flächen eine gewisse Beschränkung auf das Einfache und Unentbehrliche im Vortrag unter Umständen nicht bloß erlaubt, sondern auch gefordert; aber Modellirung, Harmonie im Kolorit und in gewissen Grenzen jene die Härten mildernde, Tonwerte ordnende Fügung der Massen, die Leonardo in prägnanter Bezeichnung „sfumato" nennt, liegen auch bei dieser Technik im Bereiche des Möglichen und Wünschenswerten. Auf diese Mittel der Darstellung ist bei den Wandbildern des Hauses Bartholdi in außergewöhnlichem Maße Verzicht geleistet worden.

Nun ist bekannt, wie jene Kunstrichtung, der auch die Urheber unsrer Fresken damals angehörten, den klassizistischen Bestrebungen der „Weimarer Kunstfreunde" wie den Ueberlieferungen des zeitlich unmittelbar vorangehenden „Zopfes" gleich abhold, aus der Vertiefung in ältere Epochen der christlichen Kunst- und Kulturwelt Anregung und Gehalt des eignen Schaffens zu gewinnen suchte. Die phantasieverklärten Gestalten eines „göttlichen" Raphael und seiner Vorläufer wurden ihr zu leitenden Gestirnen auf neuen, hoffnungsvoll betretnen Pfaden, und für manches in ihren Werken, was heute fremd erscheint, finden sich dort die Analogien, so auch für jenes ablehnende Verhalten gegen berechtigte Wirkungen des Lichts und der Farbe, das bei bestimmten ältern Malern von Bologna und Florenz ähnlich vorhanden ist.

Ein andres, unter diesem Gesichtspunkt seltner beachtetes Moment kommt hinzu. Ein Blick auf die Persönlichkeiten, aus denen dieser Kreis zusammengesetzt war, läßt eine starke, aber empfindsam gesteigerte Religiosität von überwiegend katholischer Färbung als gemeinsamen, wesentlichen Charakterzug erkennen, der in ihrer künstlerischen Thätigkeit eine ganz eigenartige Ausprägung erhält. Ihr Streben geht in der Gedankenrichtung jener wenige Jahre zuvor geschaffnen ästhetischen Litteratur auf, deren bedeutendste Vertreter Tieck, Friedrich v. Schlegel und Wackenroder die zwischen Kunst und Religion obwaltenden Beziehungen in einem für unsre Begriffe ganz unmöglichen Verwandtschaftsverhältnis darzustellen sich bemühten. In diesen frommen, sanftmütigen, aber in einem schwärmerisch unklaren Gefühlsleben befangnen Künstlergestalten, wie sie uns Niebuhr in seinen römischen Briefen anschaulich schildert, ebenso Schnorr von Carolsfeld, der wenig später — übrigens mit entschiedner Wahrung seines protestantischen Gewissens — in ihren Kreis eintrat, erscheint sehr deutlich jene geistige Sphäre verkörpert, welcher die Malerei eine „religiöse Liebe oder eine geliebte Religion" ist, Andacht und Gebet den „höchsten und reinsten Kunstgenuß" bedeuten, „dessen unsre menschliche Seele nur in ihren schönsten und erhabensten Stunden fähig ist" (Tieck, Wackenroder). Züge von asketischen oder weltflüchtigen Nei-

gungen treten hinzu, um das Bild eines ästhetischen Empfindens zu vervollständigen, das überall seine irdische Hülle abzustreifen sucht und neben dem ekstatischen Genuß des geistig Geahnten oder Geschauten feinere Nuancen der sinnlichen Wahrnehmung und Gestaltung zu entbehren vermag. Diese Bedürfnislosigkeit im Gebrauch der äußern Darstellungsmittel, welcher in der Litteratur jener Tage vornehmlich durch Friedrich von Schlegel voll Unmut gegen die „Künstelei mit dem Helldunkel“ und andre „Verirrungen“ das Wort geredet wird, ist in ihrer Unzulänglichkeit von den namhaftern Anhängern der romantischen Richtung selber späterhin bereitwillig eingestanden worden, hat aber, wie in andern Werken der frühern Zeit, so auch in unsern Fresken ihre deutlichen Spuren hinterlassen.

Bei alledem bleibt gerade unter dem Gesichtspunkt einer religiösen Kunstübung an den Leistungen jener Schule ein ganz eigentümlicher Vorzug haften. Der Gedanke ist nicht neu, daß auf diesem Gebiete der Künstler seiner Aufgabe nicht gewachsen sei ohne ein gewisses Maß persönlichen Ueberzeugtseins von dem sittlich-religiösen Kern des Gegenstandes. Die litterarischen Führer der romantischen Bewegung haben dies häufig wiederholt, und gewiß waren sie hierin ebensogut auf richtigem Wege, wie schon Jahrhunderte vor ihnen Savonarola, der in seinen Predigten denselben Gedanken gelegentlich angedeutet hat. In solchem Betracht gebührt unsern Romantikern die Anerkennung, daß sie vom Ziele nicht allzu fern gewesen, ihm möglicherweise sogar näher gekommen sind, als nach ihnen mancher andre, dem ein größrer Reichtum an äußern Mitteln zur Verfügung stand. Sie haben das Verdienst, in unentwegter Hingabe an das religiöse Ideal, das ihnen vorschwebte, sich selbst treu geblieben zu sein; sie haben in der ernsten und frommen Konzentration ihrer Kräfte auf dies Eine dem Werke ihrer Hände auch in einer nicht zu voller Freiheit entwickelten Form doch seinen besondern seelischen Adel zu verleihen gewußt und hierdurch in der That Früchte wahrer Kunst gezeitigt.

Unser protestantisches Bewußtsein wird begreiflicherweise in verschiednen Punkten sich mit der ausgeprägt katholischen Sinnesrichtung dieser Künstler nicht befreunden können. Doch darf man auch anderseits nicht vergessen, daß es die römische Kirche vor der Aera Pius' IX. und seines Nachfolgers ist, der jene angehörten oder sich zuneigten, und daß, soviel gleichzeitige Urteile erkennen lassen, in ihrem persönlichen Auftreten die Bethätigung eines schlichten, praktischen Christentums etwaige zelotische Bestrebungen überwog. Auch Niebuhr, der in Rom sich mit ihnen in kirchlicher Hinsicht so wenig verwandt fühlte, daß ihm „kein Ort zur Befestigung im Luthertum so geeignet“ erschien, wie seine damalige Umgebung, berührt fast nie die konfessionelle Stellung ihrer geistigen Führer, ohne zugleich die Reinheit ihres Wandels und ihre aufrichtige Frömmigkeit rühmend hervorzuheben. Ihren künstlerischen Leistungen werden, wenn man sie dementsprechend beurteilt, die oben angedeuteten Vorzüge in ihrem allgemein giltigen Werte gewiß erhalten bleiben. Den Wandel der Zeiten und der Tagesmeinungen überdauernd sichern sie diesen Werken ihre Bedeutung überall da, wo ein offnes Auge auch unter einer fremden Form Gutes und Ewiges, das sie umschließt, dankbar anerkennt.

H Wzs

Aus Ungarn

(Magyarischer Chauvinismus in der Kirche) Vom 16.—18. Oktober hat der Generalkonvent des Evangelischen Augsburgischen Bekenntnisses in Budapest unter dem Vorsitze des Generalinspektors Baron Pronay und des Bischofs Karsay getagt. Am bedeutsamsten ist der Beschluß, der die Synode, das ist die gesetzgebende Versammlung, für 1891 beruft. Auf Pronays Antrag soll dies auch der reformirten Kirchenregierung Ungarns mitgeteilt werden, damit sie gleichzeitig ihre Synode abhalte. Dies ist nämlich seit 1791 bis zu der Zeit stets geschehn, wo der österreichische Absolutismus es verbot. Beide Synoden sollen dann mit einander in Beziehung treten, weil nichts „die Erstarkung des protestantischen Glaubens lebhafter fördern könne, als wenn das gute Einvernehmen zwischen den beiden evangelischen Konfessionen auch äußerlich zur Schau getragen werde.“

Gewiß ist diese Absicht höchst löblich. Es wird dem ungarischen Protestantismus nur nützlich sein, wenn er dem reichen und mächtigen Katholizismus als kraftvolle Einheit gegenüber steht. Zu wünschen wäre daher, daß diese freundschaftliche Berührung in gesetzmäßige Vereinigung überginge. Dann umschlösse mit Ausnahme der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen alle Protestanten Ungarns dieselbe Kirchengemeinschaft.

Doch auch für den Zusammenschluß der siebenbürgisch-sächsischen Kirche mit ihrer ungarischen Schwesterkirche hat der Generalkonvent seine Stimme erhoben. Er hat nämlich beschlossen: „Mit Rücksicht darauf, daß die Union unsers Vaterlandes mit Siebenbürgen in administrativer und gesetzlicher Beziehung schon längst vollzogen ist; in Anbetracht dessen, daß der siebenbürgisch-evangelische Bischof ebenso, wie ein ungarisch-evangelischer Bischof im Magnatenhause seinen Sitz hat; in Anbetracht dessen endlich, daß zur konstitutionellen Vereinigung der evangelischen Kirchen des Landes die Synode sich als der beste Anlaß erweist: möge der Generalkonvent aussprechen, daß er den Anschluß der siebenbürgischen Brüder an die ungarisch-evangelische Landeskirche von Herzen wünsche und daß demgemäß die siebenbürgischen Glaubensgenossen zur Synode eingeladen werden sollen.“

So brüderlich diese Aufforderung klingt, so christlich sie aussieht — die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen wird voraussichtlich in die dargebotne Bruderhand nicht einschlagen. Warum? Der Verlauf des Generalkonvents selbst ist die beste Begründung hierfür. Wir heben daraus nur drei Gegenstände hervor.

Zuerst die Affaire Mudron. Mudron, Inspektor des Turoczer und Neutraer Seniorates, wurde wegen seiner Teilnahme an der russisch-national-kirchlichen Feier in Kiew im vorigen Jahre eines „kanonischen Vergehens“ für schuldig befunden und die Disziplinaruntersuchung bei der zuständigen Kirchendistriktsbehörde über ihn verhängt. Diese, in der Mehrzahl aus Slowaken bestehend, hält den Generalkonvent in der Sache für inkompetent, ordnet aber dennoch die Untersuchung an und trägt an, dergleichen den politischen Behörden zu überlassen oder höchstens dann vor das kirchliche Forum zu ziehen, wenn staatlicherseits das Vergehn gegen das Vaterland festgestellt sei. Dieser verständige, aber unhöflich eingebrachte Antrag wird vom Generalkonvent verworfen und der Bericht über die Untersuchung eingefordert.

Welch andrer Beschluß wäre auch möglich gewesen, in einer Kirchenbehörde, die 1882 den „Panslawismus“ zum „kanonischen Vergehen“ gestempelt hat und unter einem Vorsitzer, der als Abgeordneter 1883 in der Mittelschulgesetzdebatte im Parlament erklärte: wenn die Sachsen sich nicht fügen wollten, müsse man mit „Feuer und Schwert“ gegen sie vorgehn.

Kein Patriot wird Mudrons That billigen. Aber entschieden zurückzuweisen ist es, wenn eine evangelische Kirchenbehörde politische Vergehn ihrer Gläubigen straft. Das ist doch offenbar Sache der Staatsgewalt.

Ein andrer Fall! Der vorjährige Generalkonvent beschließt durchaus magyarische Matrikelführung in seinem Machtbereiche, obwohl viele slawische Gemeinden zu ihm gehören. Diesen dürfe ihr Bischof in besonders berücksichtigenswerten Fällen den Gebrauch der Muttersprache gestatten. Der Distrikt diesseits der Donau, in dem die meisten Slowaken wohnen, bittet um Rücknahme dieses Beschlusses. Der Generalkonvent giebt dem Gesuche keine Folge, trotz des § 14 des G.-A. 44 aus 1868, welcher jeder Kirchengemeinde das Recht verleiht, selbst die Sprache der Matrikelführung zu bestimmen.

Schließlich noch eins. So oft die slowakischen Glieder des Generalkonvents sich in den Verhandlungen ihrer Muttersprache bedienen wollten, wurden sie daran von der magyarischen Mehrheit gehindert. Da ersucht Pastor Czoch den Präsidenten, ihn slowakisch sprechen zu lassen, weil er der magyarischen Sprache nicht ganz mächtig sei. Pronay erklärt, „daß man hier reden dürfe, wie man will, slowakisch, deutsch, chinesisch, nach Belieben.“ Als Czoch nun wirklich slowakisch beginnt, entsteht großer Lärm, die meisten Anwesenden drängen zur Thüre, um den Saal zu verlassen, und der Redner muß aufhören. § 24 des oben angezognen Gesetzes aber lautet: In Gemeinde- und Kirchenversammlungen können diejenigen, die das Recht haben zu sprechen, ungehindert ihre Muttersprache gebrauchen.

Aus diesem dürfte zur Genüge hervorgehen die geringe Achtung, die der Generalkonvent den Staatsgesetzen erweist, und die Thatsache, daß er nur zum geringsten Teile von religiösen, dagegen übermächtig von national-chauvinistischen Motiven beherrscht wird. Seiner Absicht der Union mit den evangelischen Sachsen Siebenbürgens, die unter andern Verhältnissen gefahrlos für diese wäre, liegen eher nationale als religiöse Ursachen zu Grunde. Jetzt naht man sich dieser deutschsprachigen Landeskirche unter der Maske der Brüderlichkeit. Ist dann die Vereinigung vollzogen und vom Staate sanktionirt, so könnte es den Sachsen ergehen wie den evangelischen Slawen. Der Kampf gegen ihre Sprache würde auch auf kirchlichem Gebiete eröffnet werden und bei der Ungleichheit der Kräfte mit dem Siege des Magyarismus enden.

Daß es hierauf abgesehen ist, geht aus einer Aeußerung hervor, die jüngst ein Regierungsblatt that, um die Uebersiedelung der reformirten Lehranstalten aus Nagy-Enyed nach Klausenburg ins Werk setzen zu helfen. Die reformirte Kirche Siebenbürgens hat nämlich in ihrer diesjährigen Distriktssitzung beschlossen, einen Teil der vom Fürsten Bethlen für Ausbildung reformirter Geistlichen und Lehrer gemachten reichen Stiftungen aus Nagy-Enyed nach dem magyarischen Mittelpunkte in Siebenbürgen, nach Klausenburg, zu verlegen, damit die Zöglinge der theologischen Akademie gleichzeitig Hörer der dortigen Universität, der die theologische Fakultät fehlt, sein können. Unter zahlreichem Widerspruch ist diese Versetzung durchgesetzt worden. Nicht zum wenigsten hat ihn die Erwägung überwunden, die der der Regierung nahestehende „Kolozswar“ ausführte. Es sei auch für den Staat nicht gleichgiltig, wo die Kandidaten der verschiednen Konfessionen, die später al

Lehrer und Geistliche einen bedeutenden Einfluß auf das Volk erlangen, ihre Ausbildung erhalten. Würden z. B. die Lehr- und Pfarramtszöglinge der siebenbürgischen evangelischen Kirche nicht in Deutschland ausgebildet, so gäbe es heute keine sächsische Nationalitätenfrage. Deshalb habe schon der einstige Kultusminister Baron Eötvös die Absicht gehabt, an der zu gründenden Klausenburger Hochschule eine Fakultät für protestantische Theologie zu errichten. Dieser wahrhaft staatsmännische Gedanke empfehle sich sehr der Ueberlegung.

Also auch die protestantischen Kirchen Ungarns verfallen in den papistischen Fehler, die Politik mit kirchlichen Fragen zu verquicken. Wie viele Wunden sind durch diese unglückselige Vermischung dem Christentume schon geschlagen worden!

Der Sechs-Millionen-Stamm der Magyaren jagt unaufhörlich dem Ziele nach, die übrigen neun Millionen Slawen, Rumänen und Deutsche sich einzuverleiben. Dieser Chauvinismus hat die staatliche Gemeinschaft schon vergiftet, die Gesellschaft zersplittert; jetzt wagt er sich auch in das bisher allein noch unberührte Gebiet, in das Heiligtum der Religion, um auch hier Unfriede zu säen. Nichts ist ihm mehr ehrwürdig; überall will er herrschen. Und der magyarische Protestantismus, statt dem Staate die Sorge für seine Sicherheit gegen unpatriotische Geister zu überlassen und dafür an der religiösen Vertiefung und Erneuerung des Volkslebens zu arbeiten, läßt sich mit ins Schlepptau des leidenschaftlichen Nationaldünkels nehmen. So wird er, statt religiös aufzubauen, die nationalen Leidenschaften auch in seinem Umfange wecken, statt zu einigen, die Geister noch mehr zerstreuen. O daß wir doch zur rechten Erkenntnis des Pauluswortes Gal. 3, 28 hindurchdrängen!

J K

Bücher und Schriften

(Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart) Von Moritz Carriere. Zweite Auflage; Leipzig, Brockhaus, 1889; Preis 1,80 Mk.

Unsre Zeit bringt die Geschichte zu Ehren. Das kommt dem Christentum in doppelter Weise zu gute. Einmal wird jeder, der geschichtliche, also sittliche Mächte zu beurteilen weiß, dem Christentum eine hervorragende Aufmerksamkeit schenken müssen, andrerseits wird das Christentum selbst, mit geschichtlicher Methode geprüft, sich uns immer klarer und gewisser vor das Auge stellen. Es wird Gerechtigkeit finden, und das ist das Wichtigste, was es beanspruchen kann. Anders stand es noch vor einem halben Jahrhundert, zur Zeit, als die Philosophie die Herrschaft hatte. Vom Christentum wurde auch nicht geschwiegen; aber hineingezogen in die philosophischen Gedanken, wurde es seiner Eigentümlichkeit entkleidet und seiner Kraft beraubt. Daß die vorliegende Schrift, welche die Lösung des großen Problems, Aussöhnung des Christentums mit der modernen Weltanschauung, bieten will, an diese Vergangenheit anknüpft, gereicht ihr nicht zum Vorteil. Zwar begrüßt es Carriere als einen Fortschritt der neuern protestantischen Theologie, daß sie die Persönlichkeit Jesu betont, also geschichtlich verfährt, und er selbst will für seine Erörterung neben den religiösen Erfahrungen des Gemüts „die Offenbarung in Jesu eignen Worten" zum Ausgangspunkte nehmen; aber wir erleben eine Enttäuschung, wenn wir zunächst eine Darstellung der christlichen Religion mit dem Mittelpunkte Jesus Christus erwarten. Wir finden auf etwa drei Seiten die allbekannten, allgemeinsten sittlich-religiösen Grundsätze Christi, das ist zunächst alles. Sofort werden wir aber in eine philosophische Erörterung hineingezogen, die mit den stolzen Worten abschließt: „So haben wir an der Hand der gegenwärtigen Wissenschaft gerade von der Erfahrung aus und stets sie uns verständlich machend, die Gottesidee gewonnen." Was Carriere also nachweisen will, ist nicht allein, daß Gott ist, sondern wie er ist — und zwar will er dazu nicht zu den alten bekannten Gottesbeweisen greifen; als „mißlich" weist er sie ab. Wir sind gespannt, nun Carrieres Gott zu finden und zu sehen, erleben aber wiederum eine Enttäuschung; denn was Carriere Gott nennt, ist doch nichts andres als der Gott der Pantheisten, mag er der „Naturmacht", dem „Fürsichseienden" und das Wesen als Geist, Wille, Persönlichkeit aufpfropfen wollen. „Das Seiende ist ein Fürsichseiendes, sich selbst Erfassendes, es ist nicht bloße Naturkraft, es ist auch Bewußtsein und Wille, es erhebt sich durch eigne Macht zur Selbstinnigkeit, Selbsterleuchtung, Selbsterkenntnis", so beschreibt Carriere Gott. Und so das Verhältnis dieses Gottes zur Welt: „Ist uns Gott selbst die allwaltende Naturmacht, der seiende Unendliche, dann steht er nicht der Welt wie ein jenseitiger Urheber und Baumeister gegenüber, dann entsteht sie durch sein Denken und Wollen als die Entfaltung seiner eignen Kraft und Wesenheit, dann läßt er den Lebensquellen freien Lauf, indem er ihnen die Ziele steckt, die sie durch selbständige Thätigkeit erreichen sollen, wie wir das ja wieder unmittelbar in uns selber erfahren." Carriere findet erst das Unendliche, das Seiende als Gott, darauf folgert er aus dem Zweck und der Ordnung, die in der Natur sich bekunden, daß dieses Unendliche eine „ordnende Vernunft, Wille, Selbstbewußtsein" sein muß, um endlich Weisheit und Liebe, Gnade und Wahrheit als die Eigentümlichkeit des göttlichen Selbstes zu erkennen."

Ich bin überzeugt, daß wenige unter unserm, der Spekulation abgeneigtem Geschlechte sich von Carriere bis zu dieser Höhe werden führen lassen. An mehr als einer Stelle werden sie stille stehen und — umkehren. Doch das wäre zu verschmerzen. Was aber zu bedauern ist, das ist dies: dieser pantheistische Gottesbegriff wird dem Christentum untergeschoben, von ihm aus soll das Christentum „erklärt und bestätigt" werden. Aber was wird da aus dem Christentum? Es wird selbst zur Philosophie,

die religiös-sittlichen Erlebnisse werden in ein Naturgeschehen aufgelöst, die religiös-sittlichen Beziehungen in Naturverhältnisse umgedeutet und für die konkrete Geschichte ist im Reiche dieser Ideen kein Raum mehr. Dafür nur ein Beispiel statt vieler! Das Kindesverhältnis des Menschen zu Gott, also ein religiöses, wie wir es nach Christi Deutung verstehn, wird in ein Naturverhältnis umgebildet: „Ist Gott der Vater und wir die Kinder, so sind wir nicht Knechte, sondern Freie, so steht er uns nicht ferne, nicht als ein Jenseitiger gegenüber, sondern wir sind seines Geschlechts, sind seines Wesens, er ist der Schöpfer, der uns aus seiner eignen Natur werden läßt, der Unendliche, der in dem Endlichen sich selbst entfaltet, der in und über allem bei sich selbst ist: In ihm leben, weben und sind wir; von Gott, zu Gott, in Gott alle Dinge — das sind wahre Worte von Paulus aus der von Jesus ihm gewordnen Offenbarung der Kindschaft, aus dem eignen Erlebnis der erlösten Seele herausgesprochen ... Der außerweltliche Gott kann unser Schöpfer und Herr sein, unser Vater ist er nicht; da fehlt uns und ihm die Wesensgemeinschaft ... Der in sich Eine, Unendliche, der sich in allem selbstbestimmend entfaltet, den Lebensquellen freien Lauf läßt und sich in ihnen selbst erschließt, der alles aus dem eignen Wesen hervorbringt, als Urkraft in allen Kräften sich beteiligt, in allem Endlichen sich einwohnend gestaltet, der alles in sich hegt und trägt und über allem bei sich selbst ist, dieser Gott ... ist der Vater, dessen Kinder wir sind." Es wäre nicht schwer, Schritt für Schritt zu zeigen, daß so die christliche Anschauung fast nirgends zu ihrem vollen Rechte kommt.

Wenn wir trotz des sachlichen Widerspruchs dieses Schriftchen unsern Lesern empfehlen, so thun wir es, damit sie hieran begreifen lernen, daß bei aller Verschiedenheit des theoretischen Denkens und der Art, wie sich dem denkenden Geiste des einen und des andern der christliche Inhalt vergegenwärtigt, dennoch eine Uebereinstimmung in der Praxis bestehen kann. Denn den tiefen Ernst, das religiöse Leben, das uns hier entgegentritt, verkennen, heißt nach meiner Meinung dem ehrwürdigen Verfasser bitter Unrecht thun. Nicht allein, daß so manche treffliche Bemerkung auf ein feines religiöses Verständnis schließen läßt, — wer mit solcher Wärme von unsern Mystikern sprechen kann, der kann nicht unerfahren in der Welt des Glaubens sein, wie eigentümlich sie sich immerhin in seinem Kopfe wiederspiegeln mag.

P D

(Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen) Im Verlage von H. G. Wallmann in Leipzig erscheint seit diesem Jahre unter der Redaktion von Pfarrer Lic. Weber in M.-Gladbach eine Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen. Zwölf Hefte werden zu einer Serie verbunden und kosten 2 Mark. Das Unternehmen ist mit Freuden zu begrüßen. Denn es ist damit Gelegenheit gegeben, daß Reden und Abhandlungen, die in der zahllosen Broschürenmasse sich verlieren und bald vergessen werden, einen gesichertern Platz erhalten. Möge die Redaktion es sich angelegen sein lassen, tüchtige Arbeiten in die Sammlung hineinzubringen, die nicht nur unter den Pastoren, sondern auch unter den Laien ihre Leser suchen.

Vor uns liegt die fünfte Lieferung aus der ersten Serie. Sie enthält eine Rede von Pfarrer Beckey in Anklam unter dem Titel: Wer ist geschickt zum Reiche Gottes, und eine Abhandlung von Pfarrer A. Ch. C. Heller über die Bestimmung des deutschen Volkes für das Christentum. Die Rede von Beckey wendet sich allerdings nur „an die Brüder im Amt" und zeigt, welche Pastoren geschickt sind zum Reiche Gottes. Der Gefahr, den Begriff des Reiches Gottes zu verengen, ist der Verfasser nicht völlig entgangen, da meines Erachtens in erster Linie nicht zu fragen ist: welcher Pastor, sondern welcher Mensch, sei er auch, wer er sei, ist geschickt zum Gottesreiche? In der zweiten Abhandlung weist der Verfasser auf Grund von Tacitus Germania, der Edda und dem Heliand nach, daß das deutsche Volk der neue Schlauch war, in den das neue Kulturelement des christlichen Geistes gefaßt werden sollte. Die Abhandlung ist sehr frisch und anschaulich geschrieben.*)

P B

(Diakonissenspiegel) Gesammelte Betrachtungen von E. Wacker, Pastor und Rektor der evangelisch-lutherischen Diakonissenanstalt zu Flensburg. Gütersloh, Bertelsmann 1889; Preis 4 Mk.

Ein bewährter Praktiker spricht hier über die innre Ausrüstung, der eine Diakonisse bedarf. Er hält ihr nicht ein Engelsbild vor, in dem sie sich der Hauptsache nach wieder finden sollte, sondern die Grundfehler, Gefahren und Sünden, die ihr in ihrem Beruf ganz besonders drohen. Und das ists, was er ihr zum Anschauen giebt, in kurzen Strichen gezeichnet: Vielgeschäftigkeit, Menschendienerei, Eifersucht, Rechten und Hadern und die bedrohlichste aller ihrer Sünden, die „hochmütige Erhebung über die draußen." Es steht gut, wenn so evangelisch nüchtern in allen Diakonissenhäusern gelehrt wird! Der Verfasser weiß jedoch auch die eigentümlichen Vorzüge der Frau als Hilfslinien zu seinem Bilde zu verwerten. Nur als Hilfslinien; denn — und dazu sagen wir von Herzen Ja — Hingebung, Leidensfähigkeit und jeder natür-

*) Weitre Hefte der Sammlung sind inzwischen erschienen und werden hiermit ihrer Gediegenheit wegen empfohlen: Pfarrer Fr. Arndt, Die sozialen Nothstände auf dem flachen Lande und die innere Missiou (50 Pfge); Pfarrer Schöner, Was kann der Pfarrer für Besserung des äußern Wohlbefindens namentlich in Bezug auf Wohnungs-, Gesundheits- und Familienverhältnisse der arbeitenden Klassen thun? (40 Pfge); Pfarrer Werner, Die soziale Frage im Zeitalter der Reformation (30 Pfge); Pfarrer Lic. Weber, Die Aufgaben, welche die Arbeiterbewegung in ihrem gegenwärtigen Stadinm der Kirche stellt (40 Pfge). Näher darauf einzugehen, verbietet der Raummangel. D H

liche Vorzug, jede Eigentümlichkeit muß „geheiligt, ja gebrochen werden, ehe wir geschickt werden zu der Arbeit des Herrn." Im übrigen ist der Verfasser voll von der Herrlichkeit des Diakonissenberufs, und fast reicht er, wenn er hiervon redet, an Löhes schwungvolle Sprache; nur schade, daß seine Bilder (hauptsächlich bei der gefährlichen Verwendung alttestamentlicher Frauengestalten) oft gesucht, seine Betrachtungen häufig breit werden. Einmal verirrt er sich gar in einem doch vorzugsweise für Diakonissen bestimmten Erbauungsbuch zu einer kurzen theologischen Polemik gegen — nun wahrscheinlich ist Ritschl gemeint; wenn wir aber als Quintessenz der gegnerischen Lehre, die „außerhalb des Glaubens (!) liegen" und „durch einen Abgrund" vom Luthertum getrennt sein soll, den Satz lesen: „Natürliche Religion (!), Biederkeit und Charakterfestigkeit genügen so ziemlich," so können wir den polemischen Seitensprung doch kaum anders als daraus erklären, daß der werte Herr Verfasser neben seinem arbeitsvollen Berufe die Zeit nicht finden kann zum Studium neuerer theologischer Werke, was dann aber dem Publikum gegenüber auch gewisse Verpflichtungen auferlegt.

Trefflich ist, was er über die Aufgabe der Diakonisse im Gemeindeleben sagt. Nicht eine halbe Predigerin soll sie sein: „nicht neben, sondern in dem lieblichen Werk ihrer Handreichung liegt ihr Beruf," d. h. ihr stilles Dienen in hingebender Liebe, das ist ihre Predigt. Prächtig sagt einmal der Verfasser hierüber: „Da steht die Wahrheit, die gottgeborne Kämpferin, an der Schwelle. Sie hat ihr blitzend Schwert gezückt zum Sieg über die Finsternis. Aber wie oft bleiben ihr unwürdig die Thüren verschlossen. Als wäre sie ein Fremdling, krank, nackend und gefangen, so ist sie anzusehen in dieser Welt. Stände ihr stets zur Seite die gottgeordnete Gehilfin, der Dienst der Liebe, sie könnte nicht so leichthin abgewiesen werden." Beherzigenswert sind ferner des Verfassers Wünsche für die Zukunft: Diakonissenhäuser, wie wir sie jetzt haben, seien ein Notbehelf; die Gemeinde muß, nachdem die Diakonisse ausgebildet ist, hinter derselben stehn, sie tragen und fördern, wie sie selbst, hauptsächlich das Gemeindeamt, dessen dienendes Glied die Diakonissensache sein soll, durch diese an Kraft gewinnen muß.

Wer einer Diakonisse ein Buch schenken will — das wird die übrigens mit Recht strenge Regel doch wohl gestatten — der lege diesen Diakonissenspiegel in ihre Hand. Zur fleißigen Benutzung sei er aber auch allen denen empfohlen, die Diakonissen werden könnten; denn gerade in den gebildeten evangelischen Kreisen fehlt es noch stark am Verständnis für die Sache, um die es sich hier handelt; und deswegen sehen wir so viele taube weibliche Blüten am Baume unsrer Kirche! P W

(Missionsstunden) von R. W. Dietel. Heft V. Leipzig, Fr. Richter, 1889; 1,60 Mark.

Wir begrüßen diese Missionsstunden als eine sehr zeitgemäße Erscheinung in der Missionslitteratur; sie behandeln Ost- und Zentralafrika. Die neuern Ereignisse daselbst, auch in Betreff der Mission, haben aller Blicke auf sich gezogen. Sicherlich kann man auch sagen, daß die dortigen gegenwärtigen Zustände bekannt genug sind. Um aber die Gegenwart recht zu verstehn, muß man die Vergangenheit kennen, und hierzu können die vorliegenden Missionsstunden treffliche Dienste leisten. Der Verfasser giebt einen orientirenden Ueberblick über die Sklaverei in Ostafrika und die von der Mission beschrittnen Wege zu ihrer Beseitigung. Die ostafrikanische Mission selbst wird uns in den beiden Biographien von Livingstone und Krapf vorgeführt, während die letzten Abschnitte des Buches die Mission in Uganda mit ihren Erfolgen und Kämpfen schildern. Wer eine reichhaltige Materialiensammlung über vorstehende Dinge braucht, dem kann dieses neueste Heft von Dietels Missionsstunden angelegentlich empfohlen werden. Die vier ersten Hefte behandeln Südafrika und die australische und asiatische Inselwelt. Die ersten beiden sind bereits in der zweiten Auflage erschienen. P

(Die Einführung der Reformation in Dresden) Aus Anlaß der Erinnerungsfeier im Jahre 1889 dargestellt von Franz Dibelius, D., Konsistorialrat u. s. w. in Dresden. Dresden, J. Naumann, 1889. 89 S., 1,25 Mk.

Unter den Städten des deutschen Vaterlandes, die auch kirchengeschichtlich von höchster Bedeutung sind, nimmt Sachsens Hauptstadt ihre Stelle ein, und nicht die geringste. Die Chronik Dresdens in der Hand kann man Kirchengeschichte im Kleinen studieren. Namentlich aber bildet die Einführung der Reformation in Dresden ein hochinteressantes Kapitel der allgemeinen Reformationsgeschichte. Hier, wo am Ausgange des Mittelalters der tollste römische Aberglaube herrschte, wo alljährlich Tausende zum „schwarzen Herrgott," einem mit brauner Menschenhaut überzognen Kruzifix, wallfahrteten und vor dem „wächsernen Bilde" oder vor der „Fußsohle der Marie" auf den Knieen lagen, hier wurde durch „Reformatoren vor der Reformation" dem Evangelium die Bahn bereitet. Hier wirkte zeitweilig Peter in Dresden, der Freund und Amtsgenosse von Hus, der Verteidiger des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, der Sänger evangelischer Kirchenlieder. Hier reformirte Andreas Proles, gleichfalls aus Dresden gebürtig, als Vorgänger Johanns von Staupitz das Klosterwesen. Hier predigte Johannes von Capistrano in erschütternder Weise Buße. Noch bedeutsamer ist es, daß Luther selbst dreimal, 1516, 1517, 1518, nach neuerer Annahme nur zweimal, 1516 und 1517, in Dresden geweilt hat, wo damals der späterhin grimmigste Feind der Reformation, Georg der Bärtige, Hof hielt. Das Zusammentreffen Luthers mit ihm am 25. Juli 1517, wo der Reformator auf dem Dresdner Schlosse eine schon ganz evangelisch gerichtete Predigt gehalten hatte, ist von weltgeschichtlicher Bedeutung. Nach dem Tode Georgs im Jahre 1539 zog Herzog Heinrich als Landesherr in Dresden ein und brachte der jubelnden Bürgerschaft das Evangelium mit. War die Reformation bis dahin von oben herab gewaltsam niedergehalten worden, so setzte sie sich nun von unten her leicht und schnell durch. Kein Geringrer als Melanchthon, der zwölfmal in Dresden war, leistete bei Einführung und Durchführung der Reformation wesentliche Hilfe.

Allezeit hat Dresden das Evangelium hochgehalten und die Jubiläen seiner Einführung festlich begangen. So geschah es 1839 und auch in diesem Jahre. Zur 350jährigen Erinnerungsfeier am 6. Juli 1889 hat Franz Dibelius obengenannte Schrift verfaßt, deren Inhalt wir hier angedeutet haben. Wie sie in Dresden mit Beifall begrüßt wurde, so wird sie auch in weitern Kreisen Interesse erwecken, zumal sie neben Bekanntem vieles Neue aus archivalischen Quellen bietet und die Darstellung ungemein frisch und lebendig, ja für derartige Schriften geradezu vorbildlich ist. F B

(Die illustrirte Hausbibel von Dr. Rudolf Pfleiderer), die im Süddeutschen Verlagsinstitut in Stuttgart erscheint, ist jetzt bis zur sechzehnten Lieferung gekommen, sodaß sich ein Urteil darüber fällen läßt, ob sie ihr Programm eingehalten hat.

Es sind nun jetzt für das Alte Testament etwa zwanzig Vollbilder erschienen, außerdem neun schon zum voraus für das neue, ferner sechzig große Bilder im Text und vierundzwanzig kleinere nebst Initialen. Selbstverständlich können die folgenden Lieferungen (das dritte Buch Mosis ist noch nicht zu Ende) nicht alle so viele Illustrationen bringen. Der Reichtum bleibt immerhin groß genug.

Sehen wir auf die einzelnen Meister, so hat Rafael Santi den Löwenanteil mit vier Vollbildern und einunddreißig großen Bildern im Text. Dann kommen gleichfalls aus der Renaissance- und Reformationszeit sein Landsmann Michel Angelo nebst einigen Sternen zweiter Größe, und von deutschen Malern A. Dürer und Holbein. Das siebzehnte Jahrhundert ist würdig durch den Niederländer Rembrandt und durch den 1688 in Nürnberg verstorbnen Joachim v. Sandrart vertreten. An der Grenze unsers Jahrhunderts stehen Schick, der Schüler von Carstens, und Overbeck. Unter den Neuern erwähne ich den durch seine Bilderbibel allgemein bekannten J. Schnorr v. Carolsfeld, W. Kaulbach mit einer Darstellung der Sündflut von ganz überwältigender Wirkung, Fr. Wilhelm Schadow, den Sohn des berühmten Bildhauers, den Direktor der Düsseldorfer Akademie, Peter v. Cornelius, Gustav Jäger, † 1871 in Leipzig, M. Schwind, Ph. Veit, † 1877 in Mainz, und den durch mehrere Bilder vertretnen, erst 1887 in Berlin verstorbnen Pfannschmidt, sowie Karl Gebhardt aus München, der nicht mit dem für biblische Darstellungen reichlich realistischen F. v. Gebhardt in Düsseldorf zu verwechseln ist. Es sind unter diesen Bildern manche, die zum erstenmal aus dem Innern der Galerien vor die Augen des Publikums treten und deren Abdruck der Verfasser oft nicht ohne viele Mühe erlangen konnte.

Es giebt gewiß kein Bibelwerk, das auch nur annähernd ein solches Repertorium der Kunstgeschichte wäre. Dabei kommt freilich immer das Bedenken wieder, ob bei der großen Mannigfaltigkeit die Einheit im Geiste gewahrt bleibt, und man kann sich Bibelfreunde denken, die deswegen die von Einem Verfasser herrührende Schnorrsche Bilderbibel vorziehen. Aber abgesehen davon, daß Schnorr manche für Schule und Haus recht unpassende Bilder bietet, hat sich doch der Verfasser mit gutem Erfolg die größte Mühe gegeben, jene „Einheit im Geiste" zu wahren. So ist die vorzugsweise nach Effekt haschende französische Malerschule ganz unberücksichtigt geblieben, sodaß dies Werk in vollständigem Gegensatz zur Doréschen Bibel steht. Und dann hat es, was von wesentlicher Bedeutung ist, Fühlung mit den meisten, namentlich ältern Bibelwerken. So sind Bilder entnommen aus der Lutherbibel, aus der Bibel von Tobias Stimmer in Basel um 1576, aus der Volksbibel von Julius Thäter, aus der lateinischen Bilderbibel von 1696, aus der Amsterdamer Bibel von Gerhard Hoäs von 1707, aus der Luftschen Bibel und aus dem Calwer Bibellexikon.

Nach dieser Uebersicht ist man in weitern Kreisen imstande, sich selbst ein Urteil über den Wert des Werkes zu bilden. Es sei nur noch bemerkt, daß die etwa zwanzig Lieferungen bis zum Schlusse des Jahres für 10 Mark zu haben sind, und daß die Ausgabe für die noch fehlenden achtzig Lieferungen sich voraussichtlich auf drei Jahre verteilen wird. W G

(Weihnachtsspiel) Als ein ganz treffliches Weihnachtsspiel, das sich zur Aufführung in Schulen und christlichen Vereinen vorzüglich eignet, sei das von Eduard Müller, Diakonus in Zwickau, verfaßte „Weihnachtsspiel" angelegentlichst empfohlen. Bereits seit zehn Jahren ist es wiederholt aufgeführt worden, bis endlich der Verfasser sich entschlossen hat, es in Druck zu geben, wofür wir ihm herzlich danken. Edle Sprache, echte Volkstümlichkeit, dramatische Lebendigkeit, Heranziehung des Publikums zu eigner Teilnahme zeichnen das Spiel aus. Es ist vom Verfasser selbst zu beziehen. (1 Exemplar 0,60 Mk., 6: 3,40 Mk., 12: 6,20 Mk., 18: 8,40 Mk.) G B

(Weihnachtserzählungen) Unter den im Verlage von C. F. Spittler in Basel erscheinenden kleinen Erzählungen sind uns kürzlich zwei Hefte zu Händen gekommen, die wir Alt und Jung, dem Volke wie den Gebildeten als eindringliche und spannende Lektüre und gesunde Geistesnahrung empfehlen möchten. An einzelnen Stellen (vgl. z. B. die „Witwenkasse für verunglückte Droschkenkutscher") sind die Farben vielleicht etwas stark aufgetragen; sonst aber ist die Erzählungsart so schlicht und knapp, volkstümlich und natürlich, der Ton so warm und innig und den Willen wie die Erkenntnis anregend, daß wir uns von dem Verfasser, einem jüngern schweizerischen Pfarrer, für die Zukunft viel versprechen und ihn hoffentlich, wenn er sein Talent weiter ausbildet und bewährt, bald den Volksschriftstellern Jeremias Gotthelf,

Glaubrecht, Emil Frommel anreihen dürfen. Die Büchlein (je zu 20 Pfg.) sind überschrieben: „Gesegnete Weihnachten", eine Geschichte für erwachsne Töchter, und „Seltsame Weihnachten", eine Kindergeschichte von Theodor Schöpf. Die erste Erzählung ist thatsächlich erwachsnen Töchtern christlicher Familien in unsrer vielgeschäftigen Zeit sehr zu empfehlen; die zweite will trauernde Elternherzen aufrichten und ermahnen und den kindlichen Gemütern ein Vorbild zeigen.
W B

(Gedichte für Zeit und Ewigkeit) von Carl A. Krüger. Leipzig, 1889; Verlag von Julius Baedeker; 216 Seiten; Preis 2 Mk.

Eine Sammlung anspruchsloser, sinnreicher Gedichte von vorwiegend didaktischem Charakter. Ton und Inhalt erinnern an Gellert sowie an L. Schefers mit Unrecht vergessnes „Laienbrevier." In der Form von gereimter Prosa, die hie und da an das wirklich Poetische streift, offenbart sich doch durchweg eine gewisse innre, moralische Schönheit. Man muß den Verfasser liebgewinnen. Sein kindlicher freudiger Christenglaube erweist sich als echt und recht durch die werkthätige Liebe und pflanzt auf dem teuersten Grabe die Hoffnung auf, wie aus folgendem warm empfundnen Liede hervorgeht:

Weihnachten am Grab des Kindes

Ich hab deinen Hügel geschmücket
Mit einem Tannenbaum;
Denn als du hienieden noch weiltest,
War es dein schönster Traum.

Ich kann dich ja nicht mehr beschenken
Auf dieser Erdenflur;
Du schlummerst so tief in dem Grabe,
Erinnrung blieb mir nur.

Ich kann nicht mehr Weihnachten feiern
Mit dir in selger Lust;
Es schleicht sich die Wehmut ins Herz mir,
Beklommen ist die Brust.

Ich komme, am Hügel zu beten;
Hier ruht, was ich geliebt.
Hier schläft, was ich ewiglich liebe;
Wie tief bin ich betrübt!

Doch komm ich einst in den Himmel,
So find ich dort mein Kind;
Dann feiern wir Weihnacht zusammen,
Wo liebe Engel sind.

Im Fall einer gewiß wünschenswerten neuen Auflage dürfte wohl auch das längre ebenso wohlgemeinte als geschmacklose Gedicht „Kaiser Wilhelms Heimfahrt" mit dem Aufgebot von himmlischer Reiterei besser fortbleiben. Alles in allem möchte man von diesen Gedichten urteilen, daß sie zwar den Erzeugnissen gottbegnadeter Poeten nicht gleichzuachten, aber dennoch gut und nützlich zu lesen sind. H-Sch

(Sverre der Priester) Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Von Henrik Scharling (Nicolai). Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, Heinsius, 1889. 540 Seiten; 6,50 Mk.

Scharling ist als Verfasser von „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo" und „Meine Frau und ich" der deutschen Leserwelt wohl bekannt. Diesmal tritt er mit einem historischen Roman aus grauer Vorzeit vor das Publikum. Er versteht es trefflich, ein rauhes und rohes Geschlecht, wie es damals in Norwegen hauste, zu schildern, ohne dabei in den häufigen Fehler geschichtlicher Romane zu verfallen, d. h. ohne zu modernisiren. Freilich ist so keine liebenswürdige Lektüre geworden. Zumal der Verfasser seinen Quellen gar zu ausführlich folgt und nun um der geschichtlichen Treue willen recht breitschweifig geworden ist. Sehr interessant sind insonderheit die Kämpfe geschildert, die Sverre, der einst Priester war und dann König wurde, mit dem „heiligen" Stuhle auszufechten hatte — auch ein Glied in jenem ewigen Kulturkampfe zwischen Rom und der staatlichen Gewalt. Der Hauptwert des Buches liegt in der ausgezeichneten Darstellung der Irrfahrten und Kriegszüge Sverres. Schon um deren willen sei es namentlich als eine Gabe für die heranwachsende männliche Jugend empfohlen. Es steckt so etwas wie von einer Odyssee in der trefflichen Dichtung. R B

Verschiednes

(Kohlschütter †) Am 21. November starb in Dresden D. Ernst Volkmar Kohlschütter, bis zum 31. Oktober Oberhofprediger und Vizepräsident des sächsischen Landeskonsistoriums, Vorsitzender der Eisenacher Konferenz. Er war geboren in derselben Stadt am 31. Oktober 1812. Die glückliche Entwicklung der sächsischen Landeskirche in den letzten anderthalb Jahrzehnten ist zu einem guten Teile dem Einfluß seiner ebenso entschieden gläubigen wie kirchenpolitisch maßvollen Persönlichkeit zu danken. R

(Befreiung der Theologen von der Militärpflicht) Trotz seines Fiaskos vor fast drei Jahren hat das Zentrum abermals den Antrag auf Befreiung der Theologen vom Dienst im deutschen Heere beim Reichstage eingebracht. Wie damals protestiert auch heute die überwältigende

Mehrheit der evangelischen Theologen gegen die von den Römischen ihnen zugedachte Wohlthat. Es ist damals die Frage in unserm Blatte (vergl. Jahrgang 1, S. 26, 34, 57) eingehend erörtert worden. Die Vorteile, die für die Theologen und das deutsche Heer aus deren einjähriger Dienstzeit erwachsen, liegen auf der Hand. Für Rom freilich ist die Forderung des Abgeordneten von Huene nur natürlich. Der römische Priester ist ja geweiht, heilig, erhaben über aller Welt; wie dürfte er dulden, daß er in Reih und Glied, in des Kaisers Rock dem schlichten Manne aus dem Volke gleich gewertet wird? Der römische Priester dient allein dem Papste, und die Kirche ist sein Vaterland; wie dürfte er dem protestantischen Kaiser, dem deutschen Vaterlande ernstlich Blut und Leben weihen? Wir evangelischen Theologen aber haben keine besondre Heiligkeit; vielmehr fordern wir für alle gleich tiefste Frömmigkeit, strengste Sittlichkeit. Wir kennen nur einen Herrn im Himmel, Jesus Christ, und einen auf Erden, den Kaiser; wir kennen nur ein Vaterland im Himmel, das ewige, und eines auf Erden, das geliebte deutsche. Wir wollen auch für dieses mitkämpfen und mitbluten, wenn es in Not ist. Wir mögen kein Standesprivilegium; denn es wäre ein Privilegium der Feigheit. Wir protestieren dagegen, mit den römischen Priestern auf gleiche Stufe gestellt zu werden. Wir begrüßen es mit Genugthuung, wie durch diesen Zentrumsantrag der Unterschied zwischen jenen und uns zu Tage tritt und der landläufige Paritätsgriff sich hier als Widersinn erweist.

Wir benutzen die Gelegenheit, um dankend anzuerkennen, daß die längst erhobne und auch von unserm Blatte vertretne Forderung einer entsprechenden Verwendung der Theologen im Sanitätsdienste von der Heeresverwaltung nunmehr berücksichtigt zu werden beginnt. Die Erfahrung muß zeigen, ob der eingeschlagene Weg der richtige ist. Für das Zweckmäßigste halten wir es noch immer, wenn der Theologe nach halbjährigem Dienste bei der Waffe, die ganze zweite Hälfte seines Jahres hindurch in der Krankenpflege, im Lazaret ausgebildet und verwendet wird. Daß ihm dann zugleich, wie den Medizinern und Pharmazeuten, eine seiner geistigen Bildung und Leistung entsprechende Stellung zugewiesen wird, ist für uns selbstverständliche Forderung.

Jedenfalls schließen wir uns der Protestbewegung, die eben durch die Reihen der evangelischen Theologie Studierenden geht, voll an, eingedenk des Körnerschen Wortes: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre der Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu. P G

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Soeben erschienen!

Ultramontane Fechterkünste

Ein Zwiegespräch
mit dem Verfasser der „Gottlieb"-Briefe der Germania.

Von **Dr. G. Warneck.**
Preis 1 Mark.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Soeben erschienen!

Christliche Lebensbilder

von **Max Reichard,** Konsistorialrat in Posen.

Preis 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Inhalt: Blaise Pascal. — Alexander Vinet — Pater Lacordaire. — Adolf Monod. — Louis Meyer. — Friedrich Oberlin. — Helene von Orleans. — Louis Harms. — Bilder aus dem Leben der Dorfgemeinde Fröschweiler.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig